

Preti Taneja

Wir, die wir jung sind

Roman

Aus dem Englischen
von Claudia Wenner

C.H.Beck

unkorrigierte Leseprobe

Wir bitten Sie,
Rezensionen nicht vor dem 14. Februar 2019
zu veröffentlichen.



Erscheint am 14. Februar
2019
ca. 632 Seiten
Gebunden ca. € 24,95 [D]
978-3-406-73447-2

eBook ca. € 19,99 [D]
978-3-406-73448-9

*Ihr persönliches
Leseexemplar
(Print oder ePub)
erhalten Sie bei
[alexandra.thalhammer@
beck.de](mailto:alexandra.thalhammer@beck.de)*

Internationale Presse

«Unwiderstehlich!

Einer der besten und originellsten Romane des Jahres.»

Sunday Times

«Brillant ... kunstvoll konstruiert ... Preti Taneja hat uns etwas besonders Seltenes gegeben, einen Pageturner, der zugleich unerschrocken politisch ist.»

The Guardian

«Taneja verbindet Zorn mit Poesie ... Die Wirkung hat etwas Zwingendes und Erhebendes ... Ein denkwürdiges, nationales Epos.»

The Times Literary Supplement

«Ein denkwürdiges Bild vom Indien der Gegenwart ... Taneja, die sinnlich und anschaulich schreibt, schildert eindrucksvoll das Dilemma der Frauen – eine erschreckende Warnung.»

The Irish Times

«Taneja schreibt so vielschichtig, dass sie unsere schlichte Vorstellungskraft, die wir sonst gewöhnt sind, übersteigt ... ein glänzendes Werk.»

White Review

«Tanejas Prosa ist intensiv, detailliert und fesselnd ... Leserinnen und Leser werden ebenso genau spüren, wie sich das Daunenkissen in einem Fünf-Sterne-Hotel anfühlt, wie sie die Kanalisation in den Slums einer Industriestadt riechen können.»

The Asian Review of Books

«Preti Taneja muss man im Auge behalten, kein Zweifel!»

Deborah Levy

«Absolut fesselnd, sehr intelligent, sehr bewegend, sehr subtil, wunderbar ambitioniert und höchst originell.»

Andrew Motion

«Der beste Roman über Indien seit Vikram Seths ‹Eine gute Partie›.»

John Mitchinson



© Ben Gold

Preti Tanejas Leben, Denken und Arbeiten ist ein spannendes Potpourri verschiedenster Orte, Ideen und Tätigkeiten. Als Tochter indischer Migranten in Großbritannien ist sie zwischen zwei Kulturen aufgewachsen; in keiner der Kulturen fest beheimatet und doch beiden zugehörig. Sie fühlt sich als Weltenbürgerin, deren Arbeit sie an die unterschiedlichsten Orte führt: als Menschenrechtsaktivistin und Reporterin sowie Filmmacherin hat sie etwa im Irak, in Jordanien, Ruanda und im Kosovo gearbeitet. Ihr Dasein als Weltenbürgerin spiegelt sich auch in ihrer vielseitigen Karriere wider: ein Bachelor in Theologie und Religionswissenschaft, ein Master in Kreativem Schreiben mit anschließendem Dokortitel in Englischer Literatur; Journalistin, Menschenrechtsaktivistin, Mitbegründerin einer Filmproduktionsgesellschaft und Herausgeberin einer online Anthologie, in der Worte und Kunst verknüpft werden. Und nicht zuletzt natürlich Autorin. Preti Tanejas vielfältige Erfahrungen finden Eingang in «Wir, die wir jung sind». Ihre Arbeit als Menschenrechtsaktivistin hat sie etwa das

Leben in den Slums der Welt hautnah miterleben lassen und ihre Wahrnehmung gesellschaftlicher Ungleichheiten geschärft.

Als Literaturwissenschaftlerin ist sie Expertin der künstlerischen und kritischen Rezeption von Shakespeares «König Lear».

Trotz oder gerade wegen all dieser Echos und Hintergründe ist Preti Tanejas «Wir, die wir jung sind» ein hochspannendes Epos, dem es gelingt, die Leser zu fesseln und mitzureißen. Mit Preti Taneja gewinnt die internationale Literatur eine vielversprechende, wichtige neue Stimme!

Ein Interview mit Preti Taneja

In Ihrem Debüt-Roman «Wir, die wir jung sind» wählt die britische Autorin Preti Taneja, deren Eltern aus Indien stammen und die in ihrer Kindheit ihre Ferien oft in Delhi verbracht hat, Shakespeares Drama «König Lear» als Folie für einen gewaltigen Roman über eine moderne Familien- und Firmendynastie in Indien, die im Roman nur respektvoll «The Company» genannt wird. Die Schriftstellerin, Journalistin und Menschenrechtsaktivistin erhielt für ihren Roman den renommiertesten britischen Debüt-Preis, den Desmond Elliott Prize.

Wann haben Sie ein Interesse an Shakespeares Werken entwickelt?

PRETI TANEJA: Während meines Abiturs, angeregt durch meine brillante Englisch-Lehrerin, die mir die Welt der Literatur und besonders auch die politische Tiefendimension von Shakespeares Werken eröffnet hat. Aber ich war ohnehin eine begeisterte Leserin und meine Eltern haben uns Kinder immer zum Lesen ermutigt, sie wollten, dass wir dieses Leben des Geistes auch führen können.



Aber Sie entschieden sich, zunächst Theologie, nicht Literatur zu studieren, und haben einen Bachelor in «Theology and Religious Studies»...

PRETI TANEJA: Ich bin in Letchworth Garden City in Hertfordshire, UK, aufgewachsen, wo es eine große Punjabi-Bevölkerung, getrennt von dem weißen Teil der Stadt, gibt. Wir haben zu Hause die Hindu-Rituale praktiziert, gingen zum Gurdwara, dem Sikh-Tempel, der ja für Gläubige aller Religionen offensteht, um Teil der Gemeinschaft zu sein, und ich ging auf eine weiße katholische Schule. Durch das Studium der Religion, fühlte ich, könnte ich verstehen, wie die Gesellschaft, in der ich lebte und arbeitete, tickte, was unter der Oberfläche lag.

Sie waren achtzehn, als Sie «König Lear» gelesen haben.

Wann keimte in Ihnen die Idee, einen Roman vor diesem Hintergrund zu schreiben, und warum gerade «Lear»?

PRETI TANEJA: Ich denke, die Idee, einen Roman zu schreiben, der im zeitgenössischen Indien angesiedelt ist, keimte sofort, nachdem ich das Stück gelesen hatte. Wer sich in ein Buch verliebt hat oder feststellt, dass die Lektüre einem so viel bedeutet und einem irgendwie hilft, die Welt zu verstehen, in einer Weise, die gleichzeitig auch auf geheimnisvolle Art mit der eigenen Erfahrung verbunden ist, der behält diesen Eindruck für immer. Aber mit achtzehn war ich noch nicht im Begriff, ganz konkret «Lear» gewissermaßen als Roman

zu schreiben. Doch ich wollte Schriftstellerin werden und als ich an ein größeres Projekt dachte, war das die offensichtliche Wahl. Meine Arbeit mit Flüchtlingen und Benachteiligten und Verfolgten hat mich dazu motiviert, über ein System zu schreiben, das strukturelle Gewalt erzeugt und perpetuiert. «Wir, die wir jung sind» betrachtet, welche Wirkung ungeheure Macht und gigantischer Reichtum haben, wie sie von oben bis nach unten durchwirken. Ich glaube, die Gegenwartsliteratur widmet sich dem nicht hinreichend, es sei denn, in Form der Satire. Shakespeare tut dies aber auch schon in «König Lear». Es ist nicht ein Stück über das dramatische Ende eines dementen alten Mannes, dessen Töchter schon böse geboren worden sind. Es ist kein mutiges Familiendrama über böse Mädchen, die um die Erbschaft kämpfen, weil sie gierig sind. Es ist eine soziale Tragödie. Es zeigt das wahre Gesicht einer narzisstischen, gewalttätigen, geizigen und verantwortungslosen patriarchalischen Gesellschaft, und es endet damit, dass alle drei Frauen tot sind. Einer der seltsamsten und am wenigsten greifbaren Charaktere bei Shakespeare erbt das Königreich und er bleibt sehr vage und ambivalent, wenn es darum geht, was er als Nächstes vorhat.

Vieles an dem Roman erschließt sich über die Form. Es ist eine sprachliche und persönliche Landkarte, wie die fünf wichtigsten Charaktere sprechen. Keines der Hindi-Wörter ist übersetzt. War das Absicht?

PRETI TANEJA: Einige Leute könnten sagen, ich hätte keine Kultur und kein Land, weil ich von mindestens zwei Kulturen geprägt bin, aber ich kann Dinge vielleicht besser von außen sehen, wie sie zusammenpassen und miteinander interagieren. Was ich geschrieben habe, ist das, was ich erlebt habe. Die Geschichte ist das, was wir wahrnehmen, von wo immer aus wir uns auch engagieren. Sprache ist politisch – sie prägt uns und unsere Identität. Ich kann nicht immer erklären wollen, was ich höre, was meine Figuren hören, damit es eben authentisch wirkt, so wie im realen Leben die Menschen auch nicht dauernd innehalten, um sich oder anderen Dinge zu erklären. Ich wollte nicht darüber nachdenken, ob meine künftigen Leser schon einmal in Indien gewesen sind. Wenn ich beginne, Dinge zu erklären, die in meinem Buch vorkommen, werden viele Leserinnen und Leser denken, ich bin ein Idiot. Also, ich habe im Sinne meiner Figuren geschrieben und darauf vertraut, dass der Text sich selbst erklärt und den Lesern öffnet.

Ihr Roman ist voller Anspielungen, Zitate, neben den realistischen Beschreibungen von realen, aber auch fiktiven Orten. Haben Sie bei diesem umfangreichen Text alles unter Kontrolle gehabt?

PRETI TANEJA: Mein Buch ist intertextuell. Sie finden Anspielungen auf Autoren wie Bret Easton Ellis, Martin Amis, Basharat Peer und Jane Smiley – nicht nur auf Shakespeare. Es gibt sehr wenig in dem Buch,

was nicht eine bewusste Entscheidung ist. Jede Zeile, jeder Name, jedes Detail kommt aus einer Art von Prozess. Wenn ich arbeite, ist meine Aufgabe erfüllt, wenn meine fiktionale Welt ausgestattet ist mit der Last der Konflikte unserer Zeit und meine Werkzeuge so scharf sind, wie ich es ermöglichen kann.

Ihre Version von «Lear» ist erschreckend. Sie führen die Geschichte des mächtigen alten Mannes, der sein Erbe verteilt, zusammen mit der Geschichte des modernen Indiens, am Beispiel eines den Markt beherrschenden Konzerns und universeller Korruption.

PRETI TANEJA: Vierhundert Jahre lang wurde Shakespeares «König Lear» verstanden als heroische Tragödie dieser alternden männlichen Figur und sonst nichts. Ich sehe das Stück aber, wie gesagt, als soziale Tragödie, die alle betrifft, die solche Imperien auf der Grundlage patriarchaler Macht aufgebaut haben. Für mich ist der Patriarch der «Company», Bapuji, das ins Gigantische aufgeblähte männliche Ego, wie es gerade wieder überall an die Schalthebel der Macht gerät. Er hat über siebenzig Jahre lang im Land seiner Geburt seine Macht aufgebaut und verfestigt, von der Aufteilung Indiens, über die Jahre der Not, die Liberalisierung bis zum Sieg des globalen Kapitalismus – und ist immer erfolgreicher geworden. Er ist gleichzeitig gefesselt von seiner Vorstellung von sich selbst und seinem Unternehmen, von dem inhärenten Nationalismus, und es

hat immer geklappt, hinreichend Einfluss zu nehmen auf das, was die Menschen sagen und tun. Er war immer in der Lage zu manipulieren, das System zum Schutz seiner Interessen zu nutzen, bis zum Punkt absoluter Betriebsblindheit, was hier gewissermaßen der Wahnsinn Lears ist.

Welche Rolle spielt die indische Idee des «Dharma» hier?

Und wie sieht es mit den Frauenfiguren aus und ihrem Verhältnis zur Tradition?

PRETI TANEJA: Ich untersuche in diesem Roman die Idee des Dharma als soziale Hierarchie, also wie sie eingesetzt wird, um soziale Ungleichheit zu zementieren. Das wahre Dharma erlaubt es nicht, solche Strukturen einfach aufrechtzuerhalten. Wenn Sie die Baghavadgita lesen und dort entdecken, dass man mit allem und jedem verbunden ist, mit einer Energie, die nicht erzeugt wird oder zerstört werden kann, dann erhebt man sich über die kapitalistische Matrix oder einer Matrix der Ungleichheit. Die Frauen in meinem Roman haben im Endeffekt nicht die Chance, für sich selbst zu sprechen. Radha etwa (in «König Lear» Regan) ist gefangen zwischen ihren Schwestern, sie werden alle gegeneinander ausgespielt, mit der patriarchalen Methode des Teile-und-Herrsche, sie hassen einander und kämpfen für die Männer. Auf die gleiche Weise arbeiten Kolonisatoren. Mich interessiert die #Me-Too-Bewegung, ich möchte

sehen, wie sich die globalen Aspekte der Bewegung verbinden können mit den Dingen, die in Indien passieren: Kinder-Ehen, die Vergewaltigung in der Ehe. Können wir die Kräfte bündeln?

Jeets (Edgars bei «König Lear») Reise im Roman ist eine von extremem Reichtum in die Armut. War es schwierig, dieses Kapitel zu schreiben?

PRETI TANEJA: Ja, ich habe gekämpft, um diese Passagen zu schreiben, weil ich nicht verfälschen oder Armut pittoresk darstellen wollte. Ich arbeitete in Bereichen, wie diejenigen, die ich hier am Beispiel des fiktiven Slums von Napurthala beschreibe, Erfahrungen in Slums sind Teil meiner Arbeit und Laufbahn. Jeder dort ist großzügig mit seiner Zeit und seinen Geschichten. Aber Jeet lässt nie jemanden sprechen, noch kann er wirklich zuhören. Es ist der Roman, der spricht und zuhört, es ist eine polyphone Erzählung, wer hat das Sagen und wer nicht, und am Ende ist die einzige Wahrheit vielleicht, dass alle leiden, jeder Schmerzen hat, und dass diese Welt so nicht bleiben kann.

Romanhintergrund und Bezüge zum Drama «König Lear» von William Shakespeare

Ein Nachwort von der Übersetzerin Claudia Wenner

«Abhii to main javaan hoon» («Ich bin doch noch jung») lautet der Refrain des Ghazals, in das Gargi, die älteste Tochter, sich für immer hüllen will. «Wir, die wir jung sind, werden nie so viel sehen, noch so lange leben», heißt es in den Schlusszeilen von Shakespeares Tragödie «König Lear». Gesprochen werden sie von Edgar, der in Tanejas Roman Jeet heißt und wie Gargi ein Vertreter der jungen Generation ist, deren Sicht auf das Geschehen in fünf verschiedenen, voneinander getrennten Teilen aus je anderer Perspektive und in je anderer Diktion erzählt wird. Der Patriarch Devraj (Bapuji), der König Lear ist (und einst Maharaja des – fiktiven – Königreichs Napurthala war), unterbricht jeweils mit seinen Erinnerungsmonologen. Gargi ist Goneril, Radha ist Regan, Sita ist Cordelia, Ranjit Uncle ist der Graf von Gloucester und Jivan ist Edmund. Auch für alle anderen Figuren finden sich Pendants, die

leicht erkennbar sind, weil die Handlung sich eng an diejenige des Theaterstücks hält: König Lear, Liebestest, sein Fluch über die älteste Tochter, die Blindung Gloucesters, der Sturm – der hier nicht auf der Heide, sondern im (fiktiven) Slum Dhimbala stattfindet –, die Ermordung des Hofmeisters Oswald (Uppal) und schließlich die Engführung der Handlung in Dover, das zu Kaschmir wird: Der Roman «Wir, die wir jung sind» ist eine Adaptation, versteht sich jedoch nicht als Shakespeare-Huldigung oder als Ableger. Taneja hat in kritischer Auseinandersetzung mit Shakespeares Tragödie Form und Sprache des «König Lear» ins Indien des einundzwanzigsten Jahrhunderts übertragen. Orte der Handlung sind Delhi, Amritsar, Goa und Srinagar in Kaschmir. Wie Shakespeare sein Stück so hat die Autorin den Roman zudem mit Zeitgeschehen gespeist (dem Hindufundamentalismus in Indien beispielsweise, der Antikorruptionskampagne eines Anna Hazare), aber auch mit den eigenen Lektüren, die als direkte oder indirekte Quellen eingeflossen sind und ein Reservoir an Gedanken, Begriffen, Referenzen, Formulierungen und Anspielungen bilden, aus dem die Leserinnen und Leser ihrerseits schöpfen können. In einem Interview erklärt Taneja, ihr Buch sei ein Gewebe aus korrekten und falschen Zitaten. Es gebe dort Anklänge an viele Autoren, nicht nur an Shakespeare: «Wenn Sie sich an den Zauberer von Oz erinnern fühlen, an Beckett, Dante oder Jane Smiley, an Bret Easton Ellis oder Martin Amis,

Tagore oder Allama Iqbal, dann deshalb, weil Sie deren Bücher gelesen haben – was wiederum mit Ihrer Herkunft zu tun hat und damit, wer Sie sind. Wenn Sie diese Anklänge nicht hören, verpassen Sie nichts. Dann lesen Sie das Buch einfach als Bollywood-Familienroman».

Wesentliche Anregungen verdankt Preti Taneja zwei König-Lear-Bearbeitungen: Edward Bonds 1971 uraufgeführtem Theaterstück <Lear>, einem eher eigenständigen, politischen Stück über Gewalt, sowie Joan Smileys 1991 erschienenem, mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichnetem Roman <A Thousand Acres> («Tausend Morgen»), einem feministischen Anti-Lear, der im Farmermilieu des mittleren Westens der USA spielt. Der Satz, den Taneja zu Jivans Mantra macht («Es geht nicht um Land, es geht um Geld»), sei eine Reaktion auf Smileys Roman gewesen, erklärt Taneja; auch die Obsidianscherbe, mit der das Gebäude verglichen wird, in dem sich Gargis Büro befindet, verknüpft Tanejas Buch mit demjenigen von Smiley.

Manchen zitierten Romantitel, der auf Deutsch schlecht erkennbar ist, habe ich mit einem Sternchen versehen und im Glossar untergebracht – ebenso wie wichtige Wortspiele. Im Glossar finden sich außerdem die ins Deutsche eingebetteten und wie Lehnwörter behandelten Hindiwörter. Nicht aufgenommen wurden Begriffe, die in der deutschen Wikipedia zu finden sind. Die Anklänge an andere Bücher beschränken sich jedoch nicht auf wörtliche Zitate:

Manchmal sind es Satzvarianten, die die Verbindung herstellen – und sich gleichzeitig vom Zitat absetzen. Wenn es beispielsweise auf S.147 über Gargi heißt: «Sie wird die Blumen für den Mogul-Schreibtisch ihres Vaters selbst bestellen» («She will order the blooms for her father's Mughal desk herself»), so hört, wer Virginia Woolfs Romane kennt, unweigerlich den ersten Satz von «Mrs Dalloway» heraus. Die Anspielung an den Bloomsbury-Kreis ließ sich dagegen nicht bewahren. Oder es ist ein Schauplatz – wie das verlassene, halb zerstörte Haus in Srinagar, in dem sich Devraj mit Sita befindet –, der atmosphärisch an den lyrischen Mittelteil «Time Passes» («Zeit vergeht») von Woolfs Roman «To the Lighthouse» («Zum Leuchtturm») erinnert, hinter dem sich wiederum andere Echoräume auftun. Tanejas Verfahren hat etwas Spielerisches, verweist aber gleichzeitig auf die Intertextualität von Literatur und ist auch als indirekter Kommentar zu verstehen. Besonders deutlich wird dies dort, wo Zitate aus König Lear wörtlich erklingen, jedoch – wie beispielsweise nach Ranjits Blendung – durch Wiederholung modifiziert werden («Das andere auch! Das andere auch! [...] Nimm ihm das andere auch!») oder ihren Bezug ändern – wie beispielsweise Lears berühmtes «Heult, heult, heult!» («howl, howl, howl»), während er die tote Cordelia in den Armen hält, das in Devrajs Schlusswort eine neue Bedeutung erhält. Manche Worte aus König Lear werden anderen Figuren in den Mund gelegt: Wenn Jivan fragt «Warum sagst

du nicht, was du fühlst?», dann verweist dies auf Edgars Schlusszeilen der Tragödie. Oder «das versprochene Ende», das in «König Lear» das Ende der Welt im jüngsten Gericht meint, wird Gargi zugeeignet und verliert die christliche Konnotation. Bildliche Rede wird manchmal auf andere Personen verschoben («in Gargis Kopf tost ein Sturm» statt König Lears «der Sturm in meinem Geist») oder sie wird zerlegt (wie König Lears hoffnungsvolle Utopie «Wir zwei allein wolln singen, Vögeln gleich im Käfig...») und auf verschiedene Stellen und Figuren verteilt.

Preti Taneja hat fast nichts dem Zufall überlassen. Details, die man für Druckfehler halten könnte, sind genau bedacht: Wenn Gargi manchmal «Beti» (Tochter) und dann wieder «Beta» (Sohn) genannt wird, so entspricht dies durchaus indischer, patriarchalischer Gepflogenheit. Die – bei Shakespeare oft sexuell konnotierten – Wortspiele, für die das Englische seit der in elisabethanischer Zeit entstandenen Homophone bekannt ist, werden durch die Vermischung mit Hindi noch zahlreicher. Die Rede- und Stimmenvielfalt, die zahllosen Sprachregister, die auch der Charakterisierung der Figuren dienen – Jivans Amerikanismen, das Babu-Englisch eines Punj, Devrajs halb obsoletes, von Poesie und Wahnsinn durchsetztes Englisch, der Wechsel zwischen Hindi und Englisch, die zu Hinglish vermischten Wörter und Sätze – spiegeln die Redeweise in Indien glaubwürdig wider, dürfen aber nicht

darüber hinwegtäuschen, dass es sich bei diesem Roman um ein antiutopisches Märchen handelt: Vermeintlich realistische Beschreibungen (beispielsweise von Speisen oder Orten) sind ironisiert, und das bei Amritsar liegende Königreich Napurthala ist eine Erfindung, ebenso wie die dort gesprochene Sprache Napurthali, der Slum Dhimbala, die Jhimbas oder die Hindusekte der Naphs.

Bei der Übersetzung der Quellen aus dem Sanskrit (Mahabharata, Bhagavad Gita, Rig Veda, Ramayana) habe ich mich an Direktübersetzungen ins Deutsche orientiert. Das Ghazal «Abhii to main» von Hafeez Jalandhari auf S. 228 wurde von Jyoti Sabharwal und mir aus dem Urdu übertragen. Kabirs Gedichte und Zeilen wurden, statt auf die diversen Fassungen in Hindi zurückzugreifen, in der klugen Übertragung von Arvind Krishna Mehrotra aus dem Englischen übersetzt.

Leseprobe:



Preti Taneja

Wir, die wir jung sind

Roman

Aus dem Englischen
von Claudia Wenner

C.H.Beck

I

Jivan

Eins

Es geht nicht um Land, es geht um Geld. Während die Welt ringsumher in Pendelschwüngen wegsackt, flüstert er sein Mantra. Das glitzernde Band der Themse, die offiziellen Stempel der königlichen Parks, eine kahle, weiße Kuppel mit gelber Kronenähre, verschluckt das tiefe Dämmerlicht des Sommers. Das Flugzeug hebt sich über die wattige Wolkendecke, unter der England behaglich eingepackt von besseren Zeiten träumen kann. Auf seiner Uhr ist es immer noch gestern. Er stellt die Uhr vor: Jetzt ist es morgen, nur noch acht Stunden Flug.

Er hat den Fensterplatz mit dem kaputten Touchscreen bekommen: Bordansagen oder *Slumdog Millionaire*, der letzte Film, den er mit Ma im Kino gesehen hat – an dem Wochenende, als Filmpremiere war. Die Leute, die Schlange standen, waren allesamt braun, daher duckte sich Ma ausnahmsweise nicht in seinem Schatten, so als könnten seine Jeans

und sein Kamelhaarmantel sie beschützen und erklären. Stattdessen stritten sie wieder einmal über Iris, und als er Karamellpopcorn besorgen ging, fing sie an zu schniefen: Sie sagte, eine Erkältung sei im Anmarsch. Als der Abspann über die gesamte Besetzung lief, die in dichten Reihen auf einem indischen Bahnhof tanzte, schniefte sie immer noch. Als sie aus dem Kino kamen, dachte er, sie hätte geweint – er legte den Arm um sie: Ihr Kopf war für ihn die perfekte Kinnstütze. Auf seine Frage, ob ihr der Film gefallen habe, sagte sie: nein, kein bisschen. Abgesehen von den Songs sei das nicht das echte Indien gewesen.

Der Flug vom JFK bis zur Zwischenlandung in LHR hatte sich in die Länge gezogen. Er ist wohligh beschwipst vom Johnnie Walker, den er schätzt, auch wenn er weiß, dass es bessere Marken gibt. Er hat das Gefühl, dieser Whisky sei genau auf ihn zugeschnitten, so als hätte ein Kind in einem Geschenkartikelshop einen Becher mit seinem eigenen Namen gefunden. In Amerika hatte kein solcher Shop einen JIVAN-Becher, deshalb borgte er sich JON und war dabei geblieben, seit er dieselbe Reise in umgekehrter Richtung angetreten hatte. Als Dreizehnjähriger. Begeistert, aus Indien fortzugehen, weil man ihm den ersten Flug seines Lebens versprochen hatte.

Vorwärts, vorwärts, befiehlt er dem Flugzeug und trommelt dabei auf seinen Klappstisch, was ihm einen kurzen Seitenblick von seiner Nachbarin beschert, die neben ihm eingekeilt sitzt. Sie fotografiert die Rückseite des Bordmagazins mit ihrem iPhone (4): *Ambika Gupta offe-*

riert Ihnen das Wunder höherer Numerologie: eine Ziffer für Ihre Zukunft. Sie stößt den Mann an, der rechts neben ihr sitzt: ein Sardarji mit blauem Turban und farblich passendem Trikotpullover, der über seinem Bauch spannt und auf den in Weiß die Zahl 5 gestickt ist. Der Typ sieht aus, als erwarte er Fünflinge. Sie lächelt ihn an und lehnt sich wieder zurück. Ihre Hände sind über und über mit dünnen roten Linien in verblassendem Hochzeitshenna verziert, so als hätte man sie nach links gedreht: ein einziges Paisleymuster, von qualvoller Schönheit. Sie trägt einen Platinring mit einem viereckigen, weißen Brillanten und hat eine Handtasche von Longchamp wie alle wunderhübschen Mädchen; wasserfestes Marineblau mit Lederbesatz, aber klein, das billigste Modell. *Weißt du denn nicht, hübsches Kind, dass keine Tasche besser ist als alles allzu Bemühte?* Sie blättert das Magazin durch: Reklame für Marc Jacobs und Charlize Theron, blättert zu den technischen Schnickschnacks, den Filmen, klimper-klingeling machen die roten Glasreifen an ihren Handgelenken.

Es klingt wie das Vorspiel von Mas Übungsmusik. Wenn sie mit Akkuratessa Kathak tanzte und Jivan den Takt schlug. Erst auf seinem Handteller, *Dha-din-din-dha*. Seine Erinnerungen haben die Farbe ihrer letzten Monate: Ma, deren Braun zu Gelb verblasste, ein blauer Fleck, der vor dem Krankenhausweiß nicht heilen wollte. *Dha-din-din-dha* klopfen ihre Finger sacht an seine Schläfen – und verausachten gegen Ende mit ihrem Röcheln – dem Hintergrundbrummen der Flugzeug-

motoren in seinen Ohren. Sie fliegen, wer weiß wo, hoch über den Bergen.

Er holt sein Bordmagazin heraus. Auf dem Titelbild ist eine Karikatur – ein kleiner, brauner Körper mit einem übergroßen Kopf. Unter einem weißen Haarkranz pusten zwei aufgeblähte Backen die Kerzen einer riesenhaften, euterförmigen Geburtstagstorte aus. Indien, aus dem die Türmchen der Heritage Hotels und Fabrikschornsteine wie Pilze aus dem Boden schießen. Autos rasen entlang, Stoffbündel öffnen sich, Tiger jagen Ziegen über spritzende Bohrrinseln. Die orange-farbene Schlagzeile brüllt: *Herzlichen Glückwunsch zum 75., Devraj Bapuji!* Das Spotlight fällt auf ein gerissenes, altes Gesicht. Dieser Mann auf dem Titelblatt, auf *diesem* Flug – das hätte Ma als Zeichen erachtet.

– Etwas zu trinken, Sir?

Die Flugbegleiterin ist: Weißbrot mit Pflaumenmus und zum Anbeißen; ihr Lächeln verheißt Getränke, Upgrades, Händehalten, wenn das Flugzeug abstürzt. Jon will ihr das Bordmagazin zeigen und sagen: *Hey, in Wirklichkeit heiße ich Jivan! Als Kind hab ich diesen Typen gekannt! Das ist Bapuji, der Pate meines Halbbruders. Er ist wie ein Onkel für mich, wenn auch nicht blutsverwandt, Sie wissen schon. Ich bin mit seinen Töchtern aufgewachsen, mit Gargi und Radha, und ich weiß noch, wie Sita, die Jüngste, auf die Welt kam.* Er könnte sogar die verbotenen¹ Worte sagen:

¹ Im Original auf Deutsch [Anm. d. Übersetzerin].

Haben Sie von Ranjit Singh gehört, Bapujis stellvertretendem Kommandeur? Der ist eigentlich mein Pa! Er sollte ihr einfach die gesamte Besetzung samt Stammbaum aufmalen.

«Nein danke», sagt er. «Ich möchte nichts.»

Das Flugzeug dreht nach Osten. Auf dem Monitor schiebt sich ein winziges Ebenbild langsam vorwärts und streicht die halbe Welt mit einer dünnen, roten Linie aus. Damit sein Hemd und sein Anzug nicht verknittern, wechselt er wieder die Stellung. Auf seiner Krawatte ist ein Streifen, der auf eine gewisse Universität verweist (Harvard); er trägt englische, maßgeschusterte Schuhe (Lobbs). Mit diesen Errungenschaften kehrt er zurück. Nach fünfzehn Jahren. Nach Delhi, der Stadt seiner Kindheit, auf der Karte eine Raute in einer Raute.

Die Kabinenlichter gehen aus. Die Passagiere lehnen sich zurück, steif wie Schaufensterpuppen, die Augen voreinander maskiert. Er schlägt das Magazin auf.

Geburtstagsgrüße, von Barun J. Bharat.

J.J.J. Vielleicht, überlegt Jivan, gehört Barun zu denen, die solche Zusatzinitialen nötig haben, so wie manche Männer Krawattennadeln brauchen, um sich sicher zu fühlen. Oder vielleicht hat er einen Bruder, der berühmter ist als er.

Das Zeitalter von Devraj, schreibt Barun. *Wir salutieren vor ihm, dem Gründer der Devraj Company, einem der beliebtesten indischen Tycoons, der*

gerade sein fünfundsiebzigstes Lebensjahr vollendet hat.

Devraj. In Safarianzug und Safarihut grinst er von einer Doppelseite. Bis zu den Knien im Wasser der fragilen Sunderbans, ein Tigerbaby in den Armen. *Geschäftsmann mit visionärem Weitblick, für Millionen ein Guru, Arbeitgeber für Tausende, Oberhaupt eines Hotelunternehmens mit hundert Häusern, Vater von Gargi, Radha und Sita, drei bezaubernden Töchtern, lautet die Bildunterschrift. Adoptivvater von Tipu Sultan, einem zweijährigen Tigerbaby, aufgezogen von Devraj Bapuji, dem Tierfreund und Umweltheroen, im Privatzoo der Company.*

Und außerdem – außerdem – Pate eines Glückspilzbruders namens Jeet. Wie konnte Barun J. Bharat, der Bordmagazinjournalist, das auslassen? Und was ist mit den Textilfabriken, die vom Punjab bis Trivandrum Seide zu Gold spinnen? Oder mit den Ziegel-und-Zement-Bauten in echten Backwaters? *Husten und prusten, sagte der große, böse Wolf, aré, natürlich wird das Haus nicht niedergepustet.* Nicht zu vergessen die Transportbranche, die auf Fertigteile aus den Fabriken der Company angewiesen ist, die wiederum aus dem Stahl bestehen, der in Unternehmen der Company gewonnen und verhüttet wird. Barun braucht Nachhilfe in richtiger Recherche: jenes tiefschürfende Googlen, das man vielleicht betreibt, wenn man in sehr ferne Galaxien verbannt worden ist und im Exil wartend überleben will.

Es gibt ein paar Neuigkeiten: Die Company stellt jetzt auch Autos her. Sie wird im Namen von Devrajs jüngster, heiß geliebter Tochter Sita

und in Anerkennung ihres vielfältigen Engagements, insbesondere dem für Mutter Natur, Indiens ersten Hybriden produzieren, das kleinste Fahrzeug der Welt, das auf den kleinen Mann zielt. *Jetzt, wo Indien Anspruch auf seinen rechtmäßigen Platz auf der Weltbühne erhebe, wachse der Aktionsradius der Company zunehmend, schreibt Barun. Geschaffen wurde all dies von Devraj Bapujis schierer Zielstrebigkeit und seinem Weitblick. Einer unserer am meisten bewunderten Wirtschaftsbosse, dessen Spiritualität sein sagenhaftes Geschäftsethos speist sowie seinen Einsatz für die Schulbildung der Mädchen, für den er mit einer besonderen «Auszeichnung für Unternehmen mit karitativen Bestrebungen» geehrt wurde, und zwar von unserem ehrenwerten Minister für Personalentwicklung sowie vom indischen Präsidenten. Da er eng mit Linken und Rechten befreundet ist und sie finanzpolitisch berät, werden seine Grillkünste bei Familienbarbecues sehr geschätzt. Die Furchtlosigkeit dieses Geschäftsmannes hat sich von den einfachen Anfängen über Luxushotels bis hin zu Indiens führenden Markennamen entwickelt, und doch ist er bescheiden geblieben.*

Wow, Barun könnte etwas Unterricht in weißem Schreiben gebrauchen. Seine Prosa ist widerlich klebrig wie Diwalisüßigkeiten, die einem im Hals stecken bleiben. Jalebi-Sprache, voller Schleifen und Windungen, triefend vor Straßenöl, in dem es frittiert wurde. Und doch kann Jon in den Wörtern sein ersehntes Delhi erkennen. Ob er Barun sprechen könnte, wenn er es versuchen würde? Er verfügt über die Grundkenntnisse. Bevor man ihn nach Amerika schickte, hatte sein Vater ihn beauf-

tragt, sich die überregionalen Tageszeitungen vorzunehmen und alle Artikel zu suchen und auszuschneiden und laut vorzulesen, in denen Devraj, Ranjit oder die Company erwähnt wurden. Er war ein gehorsamer Neunjähriger: und erwähnte nur die guten Artikel. Damals gab es anscheinend keine anderen. Und es sieht ganz so aus, als hätte sich daran nichts geändert.

Er lächelt. Wie sollte man aufgrund dieses Berichts erraten, dass Devraj früher jeden Tag eigens für ihn safrangelb gefärbte Herrenslips trug? Dass irgendein Guru dem alten Herrn gesagt hatte, er würde, wenn er die trüge, über hundert Jahre alt werden? Ungelogen. Als er noch Jivan hieß und ungefähr zehn war, spielte er einmal mit Radha (es war ihre Idee) an einem Ort, wo sie nicht hätten sein dürfen (Devrajs begehbarem Kleiderschrank), «Reich und Schön». In einer Schublade unter den Kurta Pyjamas, den handgewebten Schultertüchern, den Krawatten, die schlaff von einem Ständer hingen, sah er die orange Unterwäsche mit eigenen Augen. Radha erzählte ihm, was der Guru gesagt hatte: *Für die Langlebigkeit von Körper und Namen müsse man jeden Tag Safrangelb tragen, und zwar direkt auf der kostbarsten Haut.* Hatte Radha ihm damals zum ersten Mal ihre Unterhosen gezeigt? Sie waren rosa, mit Rüschen. Danach hatte sie geweint, weil er seine nicht zeigen wollte.

Er überfliegt die Seiten, bis ihm plötzlich eine kleine Schlagzeile ins Auge springt. *Devraj feiert den Vorstoß der Company nach Kaschmir.* Das hatte er nicht gewusst. Laut Barun J. Bharat *wird der anspruchsvolle Tou-*

rist dank der Company bald Urlaub im 7-Sterne-Luxus machen können, am coolsten und kühlfsten neuen Reiseziel für einheimische und internationale Reisende, und sich so die weltweit schönste Erinnerung an die Liebe sichern. Wo der neueste Iterationsschritt des CultCompany Mukti Wellnesscenter Ihnen ein «Abh» entlocken wird.

Neues Automodell, neues Hotel. Der einheimische Touristikmarkt wächst in einer für die Übernahme reifen Stadt. Die ganze Welt in einer Rezession, bis auf die Devraj Company in der Main Street, Neu-Indien. Er lehnt sich in den Sitz zurück, das Magazin wie einen Schlagstock in der Hand.

Es geht nicht um Land, es geht um Geld.

*

Der Artikel endet mit einem Liebesbrief an Sita. *Eine von Delhis jungen, intelligenten Topschönheiten: elegant, versiert, Bapuji so treu ergeben, dass sie seit ihrer Rückkehr aus dem Vereinigten Königreich bei jedem öffentlichen Auftritt an seiner Seite ist. Mit 22 und immer noch ledig, ist sie Indiens begehrteste Junggesellin, schreibt Barun.*

In der Zeitschrift ist ein Bild von Devraj in weißem Kurta Pyjama und braunem Schultertuch. Er blickt auf Sita hinunter, die mit dem Rücken zur Kamera steht – ihre Saribluse ist wie ein Korsett alter Schule geschnürt und die Schnüre hinterlassen Rauten auf ihrer Haut.

Auf dem letzten Foto stehen die beiden mit dem Tourismusminister unter einem Transparent: *Grünes Delhi Sauberes Delhi!* Er hat den Arm um Sita gelegt und ist auf dem Trip seines Lebens. Sie hält sich die Hand auf den Mund, als würde sie gähnen oder lachen, das ist nicht ganz klar. Jivan inspiziert das Bild. Da ist er, an ihrem dritten Finger – Gargi, Radha und Jeet haben alle solch einen Ring – Devrajs Initiale, jeweils verbunden mit ihrer eigenen, in abgeflachtes Gold graviert.

Die Bildunterschrift lautet *Devrajji, Sita Devrajkumari. Besondere VVIP-Gäste beim Galadinner anlässlich des Indischen Tourismus-und-Heritage-Jahrestreffens im Company Delhi Grand Hotel und Mukti Wellnesscenter.*

Mukti. Schon wieder. Mukti. Jivan weiß nicht mehr, was das Wort bedeutet. Er macht die Augen zu. *Befreiung.* Als er fortging, war Sita fünf. Er erinnert sich nur noch an eine kleine Prinzessin, die an ihrer Lottie hing und nie draußen spielen durfte. In den Himmel gehoben und die Welt dreht sich. Vielleicht ist er immer hier gewesen und in diesem Flugzeug älter geworden. Vielleicht sind die letzten Jahre in Amerika nichts als Disneyträume gewesen.

Draußen: nichts. Er verlangt noch einen Whisky.

– Tut mir leid, Sir, unbegrenzte Getränke gibt es nur in der ersten Klasse.

Die Stewardess geht weg. Ihr Haar ist ebenso picobello wie ihr Make-up: Sie könnte ein ferngesteuertes Company-Produkt sein. Sie

rauscht hinter den roten Vorhang, der die Reichen von den weniger Reichen trennt. Hinter diesem Vorhang ist das Wunderland: Getränke und Beinraum; Stewardessen, die nie Nein sagen.

Die Gefangenen der Economy umzingeln einander. Ein Knäuel aus Saris, Decken, Strickjacken, Sandalen mit hohen Absätzen in Dunkin-Donuts-Schachteln, zerrissene Glamour-Zeitschriften. Die Männer liegen ausgestreckt über den Sitzen, die Frauen halten die Kinder an sich gedrückt; die Kinder lassen ihre Nintendo DS nicht mal im Schlaf los. Das Abendessen wird ausgeteilt, nicht serviert: braune Plastikklumpen in Makhanisoße, Reis und Pickles. Oder stattdessen weiße Plastikklumpen mit Kräutersoße. Er nimmt das indische Essen, dann das westliche, bekommt aber nichts herunter. Die Frischverheirateten neben ihm versuchen Essen, Tütchen und Besteck auf dem Tablett zu behalten und zu essen, ohne sich gegenseitig mit den Ellenbogen zu stoßen. Die Gabel der Braut zerbricht: Sie isst den Reis mit den Fingern. Es riecht nach rehydriertem Fleisch, Toiletten und Füßen.

Jon sieht sein Gesicht im Touchscreen. Es sieht verzerrt aus, als sei er plötzlich gealtert. Ranjit Kumar Singh, der Leiter der Company New Business, der ein Faible für leuchtende Socken und passende Hemdenbrustraschentücher hat. Maßgeschneiderte Anzüge von Heritage, Stoffe direkt aus den Beständen der Company.

Die Braut neben ihm hat fertig gegessen und wischt die Plastikschale mit den Fingern aus. Er rückt weg, damit keine Reiskörner auf ihn fal-

len. Bei dieser Art der Reise kann man unmöglich sauber bleiben.

Vor sechs Wochen hat er diesen Anzug während der Besuchszeiten getragen. Ma im Bett, wo sie immer stiller und dünner wurde. Er dachte, sie würde sich auflösen. Vom Plastiklaken rutschen und vom Krankenpfleger fortgewischt werden. Doch wenn sie sah, dass ihr Jivan sich fein gemacht hatte, lächelte sie. Wenn sie bei klarem Verstand war, sagte sie mit ihrer trällernden Sängerrinnenstimme:

– Geh so zu deinem Vater. Dann sieht er, dass du mein Junge bist. Und bitte gieß meine Blumenkästen in Nizamuddin. Vergiss es nicht.

Nizamuddin. Das Haus, in dem er aufgewachsen war, als Sohn von Ranjit und einer Ma, die so leicht war, dass sie beim Tanzen vom Boden abzuheben schien. Sie kam aus einer Musikerfamilie aus dem Punjab. Sie sagte immer, Roshan Kumari, der für Satyajit Ray tanzte, sei ein entfernter Cousin von ihr. Helle Haut, den Kopf in eine Seidendupatta gehüllt, ihre Augen für die besten Zeitschriften fotografiert. Als Bapuji und Ranjit sie in Chandigarh tanzen sahen, war sie siebzehn. Sie ließen sie nach Delhi kommen, wo sie nur für die beiden singen sollte. Beide Männer waren bereits verheiratet, beide waren *flott*, sagte Ma, mit goldenen Ray-Ban-Brillen und Seitenscheiteln. Ihre Hemden mit Kragen hatten sie in ihre Hosen gesteckt, die Bügelfalten hatten, äußerst *stilvoll*. Dann kam die Liebe und in den frühen 80ern der Sex. Ranjit ward ein zweiter Sohn geboren.

Hunderte von Meilen entfernt irgendwo im Punjab kam Ranjits richtiger Ehefrau das Getuschel darüber zu Ohren. Anscheinend gab sie weder ihm noch Ma die Schuld, sondern sperrte sich aus lauter Scham *selbst* ein. Es heißt, sie sei im Obergeschoss ihres Elternhauses verrückt geworden. Doch bevor es dazu kam, schickte sie ihren Schatz Jeet, Ranjits richtigen Sohn, zu seinem Vater in dessen schönes Haus in Nizamuddin. Es gehörte einst einem Armeeeoffizier und hatte sogar Stallungen und einen Hof, in dem die eisernen Ringe zum Festmachen der Pferde noch aus der Wand ragten. Der Hof war perfekt. Er hatte genau die richtige Größe zum Marschieren und Exerzieren, wenn Jeet aus der Schule kam und sie Soldaten und Offiziere spielten. Falls Jeet nicht gerade Nachhilfe in Sanskrit oder Mathe hatte – oder einem anderen Fach, das Bapuji und Ranjit für wichtig hielten –, blieben sie draußen, bis Jeets Ayah ihn abholte.

In Jivans Erinnerung war Jeet immer dort, er gehörte zum Haus wie das Klingeln der Türglocke, die tief und erregend klang, wie die Mitternachtsglockenschläge des BBC World Service. Die gebohnerten Böden voller Seidenteppeiche, die den ganzen Sommer aufgerollt waren, manchmal mit einem der beiden darin. Das Haupthaus gehörte Jeet und Ranjit; Jivan wohnte mit Ma in den umgebauten Stallungen. Einer im Vorderhaus, der andere hinter den Kulissen, erklärte Ma. In den zwei Zimmern lebte Jivan in der Geborgenheit von Mas Schönheit und dem Klang ihrer Stimme. Sie hatten auch eine kleine Küche mit Gasherd und Kühl-

schrank. Außerdem eine weiß geflieste Hocktoilette mit Eimer und Schöpfbecher zum Duschen. Zwei Zahnbürsten im Zahnbecher. Dass sie so lebten, habe sie sich selbst ausgesucht, hatte Ma immer wieder beteuert.

Gegen Ende der 80er-Jahre veränderte sich Delhi. Mehr und mehr Zungen zischten beschämenden Zinnober. Mitte der 90er-Jahre befand Devraj, dass das Maß voll sei. Ranjit erhob keine Einwände, und Jivan und Ma mussten gehen. Es gab einen älteren Cousin zweiten Grades, der in Amerika lebte – ein verwitweter Bankdirektor, der eine Frau suchte. Es folgte ein Flug nach Boston: amerikanischer Pass, Haus mit Doppelgarage, Geschirrspülmaschine, Tiefkühltruhe, einem Rasenkarree, das gemäht werden musste. Ma, die damals kaum älter war als Jon heute, rang jeden Abend mit dem Urdu-Englisch-Wörterbuch, während im Fernsehen Martha Stewart lief. *In Amerika ist Sprache Macht, Jon-Beta*, sagte Vivek Uncle. Mom und Jon machen Frühstück und Mittagessen und finden Freunde. Treiben Sport, streiten, kaufen ein. Bekommen Highschool-Abschlusszeugnisse, eines für Jon, eines für Mom, Fernsehen zur Belohnung, aber nur auf Englisch (außer sonntags, wenn Vivek Uncle Golf spielte). Jivans Zunge machte sich langsam von der Vergangenheit frei. Nicht mehr verwendete Wörter sedimentierten schnell. Jivan wurde vierzehn, fünfzehn, sechzehn – und bemerkte es kaum, noch scherte er sich darum. Die alte Welt erkundete er in Filmsätzen – *hum aapke hain koun* – und in Songfetzen. Rupien wurden zu

Dollars, die er in Dienstleistungsjobs verdiente – nicht aus Notwendigkeit, sondern weil Vivek Uncle es so wollte. Später ging Jon nur mit weißen Mädchen aus: eine Entscheidung, die sein Stiefvater guthieß.

Ma weigerte sich, wie die anderen braunen Moms in einem Immobilienmaklerbüro oder Besucherinfocenter zu arbeiten. Sie wollte auch keine Yoga- oder Bollywoodtanzlehrerin werden wie die weißen Moms. Sie arbeitete lieber als Rezeptionistin beim kommunalen Wasserwirtschaftsamt. Nach Vivek Uncles Tod (Herzinfarkt, zu viel Golf mit zu viel Piña-Colada-Schuss) wurde Ma zur Probenkollektorin befördert: Sie stieß ihre Geräte tief in den vorgesehenen Boden, um zu prüfen, ob er verunreinigt war. *Von schlechtem Wasser bekommt man Brustkrebs*, sagte sie.

Jon spürt immer noch ihre weichen, faltigen Hände in seinen Händen. Sie hatte stets perfekt manikürte, dunkelrote Fingernägel. Vor fünf Wochen stand er in der Chapel of Peace (einer Rumpelkammer neben dem Krematoriumsofen) und versuchte die einzige Zeile eines Gebets zu rezitieren, an die er sich erinnern konnte. *Om Bhur Bhuvah svaha*. Ein grünes Ausgangsschild mit einem zur Tür rennenden weißen Mann erhellte den Ort. Ganz allein wartete er auf die Urne in einfacher Ausstattung und brachte Ma dann nach Boston in ein Banksafe. Etwas anderes fiel ihm nicht ein.

Eine Woche später rief er Jeet an.

Gott sei Dank gab es Jeet, der Jons Briefe aus Amerika im ersten Jahr auf Mickey-Mouse-Prägepapier mit Mitteilungen auf Ranjits dickem Company-Briefpapier mit Company-Briefkopf beantwortete. Als dann das Internet kam, schrieben sie sich E-Mails, manchmal auch SMS und kommunizierten dann über Viber. In seinem letzten Jahr auf dem College fingen sie an, WhatsApp zu verwenden, schrieben sich aber nur alle paar Monate. Ab und zu dachte Jon an Skypen, erwähnte es dann aber ebenso wenig wie Jeet.

Gargi schrieb ihm im ersten Jahr dreimal und im zweiten Jahr zweimal: *Kümmere Dich um Ma und vergiss uns nicht!*, schrieb sie. Radha schrieb nie. Einst waren ihm Radhas Launen, ihre großen Füße und ihr Aufstampfen, damit sie ihren Willen bekam, vertrauter als seine eigenen Marotten. Er brachte es nicht über sich, Jeet nach den Mädchen zu fragen.

Mit seinem Halbbruder hatte er bald nur noch an Geburtstagen Kontakt. Manchmal tauchte eine Liedzeile in einem Text auf, die ihm seine Kindheit in Erinnerung rief. Selfies von durchfeierten Nächten, abgeschickt, wenn der eine aufstand und der andere zu Bett ging. Wenn sie sich unterhielten, dann über Filme, Musik, Verabredungen, Börsenberichte und Jons Leben in Amerika.

Das jetzt vorbei ist. Ma ist im Safe, das Haus ist verkauft, und das Geld haben Hypothek und Gebühren verschlungen. Er ist hier wegen Jeet, der ihm versprochen hat, ihn nach Hause zu holen.

«Wozu hat man einen großen Bruder?», fragte Jeet. «Wie lange bleibst du?»

«Das muss ich sehen. Es kommt drauf an.»

«Gut», sagte Jeet. «Warte, bis ich dich anrufe. Ich muss erst mit Dad sprechen. Radha kann ihn sicher überzeugen. Dann hol ich dich am Indira Gandhi International ab, mit einer Blumengirlande, einer Schachtel Suji ke ladoo und einem ordentlichen Namaste. Du bekommst ein traditionelles VIP-Willkommen-zu-Hause.»

Jon isst keine indischen Süßigkeiten. Das sagte er Jeet aber nicht. Wenn es so weit war, würde er alles essen, was man ihm anbot, und es herunterschlucken.

In nur drei Wochen war Jon mit Amerika fertig. Iris erklärte er, dass er sie liebe, und ignorierte alles, was darauf hindeutete, dass sie mitkommen würde, wenn er sie darum bat. Iris, sein blauäugiges Mädchen mit dem Anwaltspapa und einer Mom, die nicht arbeiten ging, und gut genug abgesichert, um Vergleichende Literaturwissenschaft zu studieren. Die gelenkige Iris, die so gerne Caffè mocha mochte und ihn immer dazu bringen wollte, Orwell oder Baldwin oder Morrison oder Lahiri zu lesen, Namen, die sie um sich verstreute wie Vogelfutter im Park. Iris, die von *rassenspezifischen Prosastilen* sprach und von *postpoetischem Realismus*, während sie sich mit den Fingern durchs butterblonde Haar fuhr, und die glaubt, dass Jon bald zu ihr zurückkommt. (Das wird er nicht

tun, hat er beschlossen, selbst wenn Indien nicht klappen sollte. Es geht nicht um ihre Haare oder um ihre kostbaren Korla-Pandit-Schallplatten [ein Geschenk ihrer Mutter], oder darum, dass sie die generische Nina Simone den *spezifischen* Rolling Stones vorzieht. Ist es wegen ihres Landes? Nein. Es ist, weil sie sich nichts aus Geld macht.)

Noch eine Woche verging. Jeet rief nicht an. Noch drei Tage. Jon hatte in Mas leerer Küche gestanden, barfuß, in Unterhose und Unterhemd, und auf die sich drehende Scheibe im Mikrowellenherd gestarrt, während er die letzte tiefgefrorene Mahlzeit warm machte, die Ma für ihn vorgekocht hatte, als sie ins Krankenhaus kam. Alle seine Leibgerichte, mit Großbuchstaben beschriftet. Er hatte vorgehabt, die KAALI DAAL direkt aus der Packung zu löffeln, den Black Label auszugraben und dann seinen Lebenslauf für Pierce & Pierce zu schreiben – er hatte gehört, dass sie im Fernen Osten Leute einstellten. Da klingelte sein Handy. Auslandsgespräch.

Es war Ranjit persönlich. Die unverkennbare, zigarrenrauchige Stimme seines Vaters fragte ohne lange Worte:

«Wer will Crorepati werden? Jivan Singh, jetzt bist du an der Reihe. Ticket ist gebucht. Wird Zeit, dass du heimkommst.»

Es war das erste Gespräch seit zehn Jahren. Mütter, lebendige oder tote, wurden nicht erwähnt.

[...]

II

Gargi

§

Ich heiße Devraj und meine Geschichte ist einfach – wenn ihr könnt, tretet näher. Als Ranjits Sohn aus Amerika nach Hause zurückkam, habe ich mir angesehen, wie er überall herumlugte, die Gärten inspierte, die Sportplätze und den Steinhof. Es war eine Zeit, wie sie Königen gebührt. Was für ein schöner Ort das war!

Seit jener heißen Zeit sind Monate vergangen. Jetzt, in den Todestagen des Herbstes, befinde ich mich in Kaschmir, dem Land von Milch und Honig. Ah, Srinagar, Sringari, Stadt des Reichtums! So hat der berühmte Kaiser Ashoka sie genannt. Das Leben ist gut: Zur Eröffnung meines neuen Hotels habe ich Sita mitgenommen. Die Kashmir Company ist meine schönste Immobilie. Sie liegt auf einer Bergspitze und erwartet uns. Bald gehen wir dorthin.

Sita wollte zuerst dieses alte Haus sehen, und obwohl ich einst

schwor, nie wieder dorthin zurückzukehren, kann ich meiner Tochter nichts abschlagen. Also sind wir jetzt hier und wandern in den fünf Stockwerken aus kaputtem, faulendem Holz umher.

Ich spüre den trägen, schlammfarbenen Jhelum dort unten. Ein als Schlange verkleideter Fluss, der die Richtung nach Gutdünken wechselt. Früher gab es dort einen Pier, an dem die Verkäufer ihre Boote festmachten und Safran, Tee und geschmuggelte Zigaretten zu reduzierten Preisen verkauften. Jetzt steigt von dort der Gestank stehenden Wassers auf. Das Holzhaus stürzt ein und fällt in sein eigenes Spiegelbild.

Überall ringsum ist es sehr schmutzig. Irgendwo draußen gehen die Stadtbewohner wegen der beißenden Kälte in Schultertücher gehüllt ihren Geschäften nach – hier der Markt, dort das Heiligtum. Die Tulpenfelder liegen brach und warten auf den Frühling. Während die Bienen Honig produzieren und aus Schilfrohr Boote werden und die Welt sich immer weiter dreht. Einfachheit ist ein Leben auf dem Wasser. Kein fester Erdboden.

Ich kann mich nicht erinnern, wann ich zum letzten Mal hier war. Heutzutage muss ich mich ins Zeug legen, um den Augenblick zu erwischen, Zeugung des Vergessens. Das Vergessen ist immer da, es ist ein glitschiger Fisch. Blind und mit Zähnen. Schweigend glotzt er und knabbert.

«Sita?»

Sie gibt keine Antwort. Wegen irgendeinem Durcheinander schwebt

ringsum überall Staub umher. Hier im Fußboden klafft ein Krater, durch den man ins untere Stockwerk blicken kann. Mein junger Diener liegt dort unten auf dem Bauch; sein Hals ist seltsam verdreht. Er muss wohl zu Tode gestürzt sein.

Vielleicht ist Sita unten Tee holen gegangen. Nein, natürlich nicht, das kann gar nicht sein. Ich bringe gerade etwas durcheinander. Verwirrung; der Bastard-Halbbruder des Chaos. Chaos: das Folterinstrument des Vergessens.

Wo ist sie bloß? Eine Weile hat sie hier geschlafen, dann ist sie wegelaufen. Verstecken spielen gefällt ihr sehr – fang mich doch! Ich habe ihr gesagt, dafür sei jetzt nicht der richtige Zeitpunkt. Weil ich nämlich gerade meine Geschichte erzähle, und zwar aus tiefstem Herzen. Es ist die allerwichtigste: Das haben die besten, gelehrtesten Männer mir mein Leben lang gesagt. Dennoch habe ich gelernt, dass alle nach ihren Sprechakten beurteilt werden sollen. Da wären wir also und drehen uns redend im Kreis, auf Dielen, die durchzubrechen drohen.

Ich bin in Napurthala geboren, einem Königreich ganz in der Nähe. Als Sohn eines Maharajas und seiner fünfzehnjährigen Braut. Als sie fünfundzwanzig war, starb er bei einem Jagdunfall. Ich war zehn Jahre alt, ihr kleiner Prinz, und wuchs im Schatten zweier Imperien auf. Demjenigen der Moguln und dem der Briten. Meine verwitwete Mutter war streng: Sie warnte mich immer: *Wenn du das Fleisch von einem Tier isst, wird das Tier dich von innen verschlingen.* Und doch hat sie mir die feins-

ten Fleischgerichte zubereitet. Stew mit Kloppen in einer Soße aus Zwiebeln und Tomaten. Ein Gericht, das sie von der Frau des britischen Vizekönigs hatte, die ihr auch ein Glas frische Kuhmilch pro Tag empfahl, so weiß, dass sich die Innereien davon verfärbten.

1957 kam ich zum ersten Mal nach Srinagar – als flotter junger Maharaja voller Verlangen nach dem Leben. Durch den Anschluss wurde Napurthala unserem neuen, unabhängigen Indien geschenkt, und ich besaß keine Stadt und kein Land mehr. Srinagar ist es ebenso ergangen. Ich war ein König ohne Königreich, gierig danach, mir einen Namen zu machen. Ich sehnte mich nach diesem Haus, nach den Geheimnissen der Schultertuchproduktion, die dort verborgen lagen. Zu meinem Glück lebte hier ein reicher Mann, ein Kashmiri-Pandit der herrschenden Klasse mit besten Manieren, ein Hindu im besten Sinne. Die passende Gesellschaft für einen König. Seine Tochter war jung, und seine Geschäfte gingen schlecht, weil er es gewohnt war, sich mit seinen Shi'a Angestellten zu verbrüdern, als seien sie seine eigene Familie. Er hatte nicht verstanden, dass es in der modernen Welt darum ging, nur die eigenen Leute zu favorisieren.

Ich war ein viriler Mann und hatte überall in unserem lieben Land Geld und Verbindungen. Still und leise spekulierte ich, versorgte die Banken von Srinagar mit Geld und brachte ein paar meiner hiesigen Freunde an der Börse unter. Das war vor der Umstellung auf EDV, als das Börsenparkett noch von Männern beherrscht wurde. Die Präsenzbörse. Erwide-

rungen wurden nicht geduldet. Wer am lautesten schreit, gewinnt.

Am Schluss kam der alte Pandit zu mir und lud mich in dieses Haus ein. In diesem Zimmer hier empfangen wir die Weber aus dem ganzen Tal, aus hundertfünfzig Familien. Handgereinigte, handgesponnene Wolle. Handgewebt, sodass beide Seiten der Schultertücher genau gleich waren. Dann wurden sie sorgfältig mit Mustern versehen und ordentlich gefärbt. Da die Frauen keine Naturfarben mochten, bestellten wir gefärbte Wolle. Sie wollten Himalajablau oder knalliges Pink, wie die spitzigen Blütenknospen der Bougainvillea. Ganz zu schweigen von dem prächtigen Purpurrot, das wir aus Safran, Walnuss und Granatapfelkernen herstellten. Und dann die Stickereien! Feine Goldfäden, die in irgendwelchen Zimmern im Hinterland gesponnen werden und schimmern wie Schilfrohr im Abendlicht. Heutzutage signalisieren Graubraun, Gelbbraun und Salbeigrün eine gute Kinderstube, und je weniger chamki, desto besser. So wandelt sich die Mode.

Um ein solches Teil herzustellen, brauchte eine Familie ein Jahr. Wir bezahlten tausend Rupien pro Stück, addierten unsere Marge dazu und verkauften nur nach vorheriger Absprache und nur in den besten Läden der Company. Indien exklusiv. Und die Ferenghis, die Premierminister, die Prinzen und ihre Frauen kamen von nah und fern, um sie zu erstehen, denn dass sie von höchster Qualität sind, ist unbestreitbar. Warum sollte Qualität nicht ihren Preis haben?

Zehn Jahre vergingen. Ich wurde unruhig, denn Srinagar war voller

Paare, die dort ihre Flitterwochen verbrachten. Man konnte nirgends entlanggehen, ohne irgendeine Köstlichkeit von einem Walla zu probieren, der heiße Kastanien, Mandeln und Gewürze verkaufte, und dann damit die Boulevards entlangzuflanieren, wenn man ins Kino ging, ins Broadway oder ins Regal, um sich den neuesten Film anzusehen, oder wenn man im Sommer in den Shalimargärten picknicken wollte.

Schließlich kam der Tag, an dem die Tochter des Pandits fünfzehn wurde. Hier in diesem Zimmer reflektierten die Fenster einst jeden Winkel der Sonne. Ich spielte meine Karten aus und gewann meine Braut und jeden Faden, den sie mitbrachte. Ihr Vater bat mich: *Nimm dir nicht meine Tochter! Damit nimmst du mir nämlich, um dich vor der Kälte zu schützen, mein kostbarstes Schultertuch.*

Ich versprach, mich sowohl um die Tochter als auch um die Schultertücher zu kümmern. Und ihr zu erlauben, nach Hause zurückzukehren, wann immer sie wollte. Das bedeutete, dass sie immer halb hier und halb dort war. Als Gewalt die Stadt zu ersticken begann, war sie hier bei ihm. Ich rief aus Delhi an und drängte darauf, dass sie fortgingen, doch ihr Vater sagte, er würde bleiben. Niemand kann einen Mann zum Fortziehen bewegen, wenn er unbedingt bleiben will. Und kann man es ihm verdenken? Das Haus war unglaublich schön.

Üppige Teppiche schmückten hier einst die Wände, auch wenn man sich das schwer vorstellen kann. Jetzt sind sie zerfetzt und verschimmeln, sind eine Brutstätte für Motten. Einst hing hier ein handgemachter

Kronleuchter von der Decke, voller herabfallender Perlen und Diamanten. Nachdem meine Frau und ihr Vater aus diesem Zimmer fortgezerrt und auf der Straße unten niedergemetzelt worden waren, habe ich den Kronleuchter abgehängt und ihn in der Farm wieder aufgehängt. Das Haus habe ich verriegelt.

Sita hat keinerlei Erinnerung an ihre Mutter oder an das Haus. Aber sie ist sehr weichherzig und war bestürzt darüber, dass es so kaputt ist. Sie weinte um etwas, was sie nie gekannt hatte. Sie rief auch nach ihren Schwestern, was ich ganz und gar nicht verstehe.

Ich habe versucht, sie abzulenken, und mich im Schneidersitz neben sie auf den Boden gesetzt. Ich sagte:

«Vergiss nicht, dass Gargi immer versucht hat, dich zu ihren Spielen zu zwingen, deswegen habe ich dir ein eigenes Versteck gebaut! Vergiss nicht, dass Gargi dachte, du könntest gefahrlos ins Kino gehen, doch ich habe ein Kino für dich auf der Farm installiert! Und vergiss nicht, dass Gargi nie gewollt hat, dass du in der Company arbeitest, daher habe ich dir den besten Anteil gegeben!»

Nichts davon schien Sita zu beruhigen. Sie rang die Hände; sie biss sich auf ihre perfekte Unterlippe. Sie hat die zarten Vogelgesichtszüge ihrer Mutter, deren schräg gestellten Kopf, die Pfirsichbrüste, die für ihre Figur fast zu groß sind. Ich streichelte ihr Haar und sagte, sie solle etwas aus ihren Colleetagen erzählen, mir sagen, wo sie überall gewesen sei. Wir hielten uns an der Hand, und sie sagte, «Papa, ich hab dich so

lieb, es wird Zeit, dass ich dir alles erzähle. Du weißt ja, dass ich für meinen Bachelor in der Stille der Cambridgebibliothek gelernt habe. Was für Heimweh ich hatte und wie viel Freiheit! Ja, ich habe viel experimentiert, geistig und körperlich, mich nackt in viele Betten gelegt, doch keiner konnte mich geistig fesseln. Letztes Jahr habe ich mich dann in einen indischen Filmemacher verliebt. Er eroberte mein Herz auf den ersten Blick. Er lenkte mich von meinem Geistesleben ab und nahm es doch in Beschlag. Ich wollte ihn unbedingt. Ich war bereit, Verrat an meinem Studium zu begehen. Bis er die Heftigkeit meiner Gefühle kaputt machte, indem er mich eines Nachts unumwunden um meinen Körper bat.»

An dieser Stelle hielt sie inne und sah mich an. Ich verzog keine Miene: Mein Gesicht war so leer wie ein nicht ausgefüllter Scheck. Sie fuhr fort:

«Ich setzte mich in den Zug und fuhr zu ihm. Nach London. Mitten beim Abendessen, als ich gerade die Gabel zum Mund führte, sagte er: *Bleibst du über Nacht bei mir?*»

Hier sprang sie auf und fing an, durchs Zimmer zu gehen und ihren Dupatta hin- und herzudrehen. Sie nahm ihn ab und ließ ihn auf den Boden fallen. Ohne mich erneut anzublicken, erklärte sie, seine Worte hätten sie so schockiert, dass sie erwidert habe: *Nein, das kann ich nicht*, obwohl er das Abendessen bezahlte. «*Papa*», (sagte sie und kniete vor mir nieder), «wenn er mich nicht gefragt hätte, hätte ich den Abend sei-

nen Lauf nehmen lassen und mich ihm hingegen. Er sagte, ich hätte aus Scham abgelehnt. Aus Furcht vor dem, was du, mein lieber Papa, sagen würdest. Aus Furcht vor dem, was die Leute denken würden. Aber es war keine Scham. Es war Liebe, zu meiner Seele und meinem Selbst. Ich begehrte ihn so sehr, wusste aber, dass ich zusammenbrechen würde, wenn er mich anrühren würde, und dass er dann einfach weiterziehen würde. Meine Ablehnung hat natürlich genau dazu geführt. Ich bereue meine Entscheidung immer noch. Ich denke pausenlos an ihn, mein Körper steht in Flammen.»

Während sie redete, bebte das Haus. Doch ich ließ sie nicht merken, dass ich angeekelt war. Ich fragte mich, für wen sie mich eigentlich hielt – für eine Freundin oder Tante? Für ihre Schwester? Und für welche? Ich tätschelte ihr die Hände und gab dem jungen Diener, der uns hierhergebracht hatte, ein Handzeichen: Obwohl er drüben an der Tür stand, sahen seine Ohren aus wie die Henkel eines Schulfestpokals. Er hörte zweifellos sehr genau zu.

«Chup-chup, psst», sagte ich. «Das ist jetzt vorbei, Sita. Wir sind jetzt hier. Aber egal. Sieh dir an, wie wir hier sitzen und Geschichten erzählen, wie zwei ungezogene Schwestern.»

Darüber musste sie lachen, wehmütig, wie ich fand. Der Klang machte mich noch wütender, und ich war überrascht, dass sie es nicht merkte. Fast hätte ich ihr erzählt, dass ich, nachdem ich bei ihrer Empfängnis in Schwung gekommen war, gelobt hatte, nie wieder in dieses

Haus zurückzukehren oder auch nur in diesen Teil der Stadt. Der Ort eignet sich nur für Hunde und tote Kinder.

Ich muss sagen, dass ich vergessen hatte, wie kalt es im November in Kaschmir ist. Es schneit beinah. Wenn ich die Zunge herausstrecke, kann ich das Eis in der Luft schmecken. Die Balken über mir knarren, und Stücke des Himmels stürzen herab. Anscheinend habe ich mein Schultertuch verloren.

«Sita?»

Mein Gott, warum kann ein Mann nicht einfach leben? Warum muss er sich eine Frau nehmen und Kinder zur Welt bringen? Der Mann bringt das Kind zur Welt, mehr als die Frau. Khaana, daana, dhanda, doodh. All die Verantwortung. Wo ist Sita bloß? Keine Antwort.

[...]

II**G O R G I****Eins**

Sie ist froh, aus dem Haus zu kommen, auch wenn es bereits so heiß ist, dass die Luft sich verflüssigt und die Erde zu wabern scheint, als könnte der Erdkreis sich nicht entscheiden, was er gern wäre.

Sie ist Gargi Devraj Grover, Enkelin, Tochter, Ehefrau, Schwester. Sie ist Gargi Devraj Grover, Geschäftsführende Vorsitzende der Devraj Company, Hüterin des Schlüssels zum Büro ihres Vaters. Ein polygonaler Raum im achtzehnten Stock eines Gebäudes, das wie eine Obsidianscherbe funkelt, ein Raum, zu dem sie an diesem strahlenden, frühen Morgen allein geht – zum ersten Mal mit dem Schlüssel in der Hand. Sie ist die Hüterin – das Wort passt gut –, denn obwohl die Hauptgeschäftsstelle der Company in den 1970er-Jahren gebaut wurde, ist es ein aufs Befriedigendste langer, schwerer und prunkvoller Schlüssel; er könnte direkt aus einem der Klassiker herausgefallen sein, die Gargi als

junges Mädchen las: aus *David Copperfield* oder *Jahrmarkt der Eitelkeiten*. Nachts unter der Bettdecke mit der Taschenlampe oder morgens, wenn sie sich eigentlich waschen sollte und sich Zeit stahl, indem sie den Nalka aufdrehte, das Wasser auf die Fliesen plätschern ließ und sich hinter dem Geräusch verbarg: Auf dem Topf las sie dann ihr Buch; ihr Geruch – nach der leicht penetranten, überreifen Süße ihres Schweißes zwischen den Beinen – stieg ringsum auf, während sie alle Scham ablegte und den eigenen Körper berührte, um ihn zu säubern, und ihre Schmutzigkeit über den Abfluss auf die Straße spülte, von wo sie in den armen, stinkenden Yamuna geleitet wurde und sich mit dem Schmutz von Millionen anderen vermischte. Damals wollte sie die Heldin dieser Bücher sein, die so schöne Namen hatten und die Vorstellung frischer, sauberer Körper evozierten. Dora. Amelia. Das klang nach Blumen, dachte sie damals – und bat ihre Großmutter und ihre Schwestern, sie nur noch Rosa zu nennen –, weil *Barnaby Rudge* einst ihr Lieblingsbuch gewesen war.

Auf den Stufen des Farmhauses stehend, denkt sie an diese Zeit zurück, weiß aber, was sie im Haus zurücklässt, und nimmt die frühe Rushhour der über ihr tischlipenden Spatzen wahr. Ihr Blick fällt auf den verschlafenen Gärtner am anderen Ende des Rasens. Er schiebt einen Schubkarren vor sich her, um etwas aufzusammeln – was eigentlich? Sie kann es nicht sagen – auf jeden Fall ist sie, während sie darauf wartet, dass Satwant, ihr Fahrer, den Wagen vorfährt – *er verspätet sich*,

er ist neu, er kann nichts dafür – in Gedanken bei den Heldinnen aus den Büchern ihrer Mädchenzeit, bei deren kerzengeraden Lebensläufen: von der Geburt über die Schulzeit und einen schicksalhaften Fehltritt bis hinein ins Glück der Liebe und Ehe am Ende. Nur Rosa hatte nichts dergleichen vorzuweisen – ihre Geschichte blieb unvollendet –, und dieses Geheimnis kam Gargi gelegen, denn obwohl das Lesen sie als Mädchen mit dem Vertrauen ins Umblättern der Seiten ausgestattet hatte, dem Gefühl, dass jemand – vielleicht Nanu – auch *ihre* Geschichte schrieb und sie mit sicherer Hand zum versprochenen Ende gelangen ließ –, war sie sich nie sicher gewesen, ob sie solch ein Ende überhaupt wollte.

Mit jedem Geburtstag und den in ihr wirbelnden Wünschen – einfachen Dingen wie Jeans tragen zu dürfen, Anführerin ihres Schuldebattiertteams zu werden, bei den Aufgaben zu gewinnen, die ihr Vater ihnen stellte – wurde ihr Körper weicher, bis sie sich schließlich mit gesenktem Blick durch Menschenmengen bewegte und auf eine Weise lächelte, die Nanu guthieß. Um sie herum wurde immer nur von Liebe-Ehe-Kindern geredet, aus dem aufgeregten: *Wie viele möchtest du? Vor der Hochzeit wurde nach Surendra – isst du auch richtig, stellst du ihn zufrieden, versuchst du es jeden Monat? – und dann – da stimmt etwas nicht. Da ist ein Arzt – und schließlich – du solltest zum Ayurved gehen, Kräuterarznei ist am besten.* Gargi hatte zugehört, genickt, geantwortet; ihre Gedanken Entfesselungskünstler, die sie nicht unter Kontrolle hatte.

Das Memorieren von Verhältnissen – Wasser : Kies : Sand, für die verschiedenen Betonsorten, die die Company herstellt. Die Pflege ihrer Kakteen: wie man sie zum Blühen bringt. Während sie größer wurde, zog sie sich zurück und arbeitete an ihren Plänen für das Projekt «Kostenlose Schuhe», das sämtlichen Company-Mitarbeitern des Lohnniveaus X–Z zugutekommen sollte. Für eine Krippe für die Frauen der Lohnniveaus P–Z (in den Hotels, Büros, Tuchfabriken) Kaste-kein-Hindernis. Und für diejenigen des B–Z-Niveaus ein Management-schulungsprogramm für Frauen samt Collestipendium, auch hier Kaste-kein-Hindernis. Wie dies zu bewerkstelligen sei, trotz Bapujis permanenten Diktaten – *die natürliche Ordnung der Welt erhält sich selbst – Arbeiter, die körperlich und geistig hungern, arbeiten insgesamt besser – der Geruch der Stagnation ist ein Bauch voller Essen* –, war das Problem, das sie am meisten bedrückte. Wie sollte sie das bewerkstelligen, durch die Pubertät hindurch bis hinein in ihr Eheleben, die zyklisch wiederkehrenden Wochen des Monats, in denen Nanu ihre Bettlaken inspizierte? Über ihre Kleidung, ihre Büstenhalter, ihre Unterhosen, über jede Größenveränderung wurde nachgegrübelt und geurteilt. Ayurvedische Arznei wurde angeboten und bitterlich eingenommen. Jeder Pickel in ihrem Gesicht wurde als Zeichen betrachtet. Jahre vergehen, die Pflicht bleibt ungetan, nie, nie, nein.

Jetzt, da sie auf den unteren Stufen des Farmhauses wartet, weil sie in die Zentrale will, atmet sie den Jasmin ein – ihre Schultern entspan-

nen sich –, denn an diesem Morgen, einem ungewöhnlich frischen, klaren Morgen in New Delhi, glaubt sie, dass jetzt vielleicht eine Zeit kommt, in der Gargi Devraj Grover nach ihren eigenen Vorstellungen leben kann. Eine Möglichkeit, die ihr an diesem Tag, als sie mit der weichen Lederaktenmappe in der Hand auf Satwant wartet, ebenso erstaunlich vorkommt wie die Tatsache, dass entlang der gesamten Auffahrt zur Farm die Tagetes immer noch blühen (im August!) – ein echter Zuwachs. Denn jetzt bietet sich eine Chance, mit der sie so schnell nicht gerechnet hätte.

Die Company voranzubringen. Auf ihre eigene Weise.

Wo bleibt Satwant? Sie muss auf den Wagen warten, dann wieder warten, bis Satwant aussteigt und die hintere Wagentür öffnet und sie hinter ihr wieder schließt und dann selbst einsteigt. Obwohl sie den Fahrern doch *gesagt* hat, sie bräuchten bei den jüngeren Familienmitgliedern nichts dergleichen zu tun; anscheinend merken sie sich nie, was sie sagt.

Das Farmhaus rückt in die Ferne, und auch wenn Gargi ihre Großmutter, ihren Vater, ihre Schwestern jeden Tag liebt, empfindet sie diese Fahrt in die Stadt als langsam aufsteigende Euphorie, dasjenige Gefühl, von dem Radha sagt, man könne es sich verschaffen, indem man verschiedene illegale Substanzen einnimmt, während man in Hotel-Klubs in Trance verfällt. Für Gargi genügt es schon, sich auf den Weg zur

Hauptgeschäftsstelle der Company zu machen, die so nahe wie per Gesetz möglich ans Machtzentrum der Regierung gebaut ist, einen heimlich ersehnten Schlüssel in der Hand und ohne ihren Vater. Ist sie nicht gerade bei ihm gewesen, und hat er nicht beschlossen, zu Hause zu bleiben und seinen Almari aufzuräumen, statt mit ins Büro zu kommen? In seinem weißen Unterhemd und seinen safranfarbenen Unterhosen stand er da *wie ein hart gekochtes, halbiertes Ei*, dachte sie, zwischen seinen Hemden und Anzügen und Krawatten und Schuhen, und gab seinem Hausdiener die Anweisung, alles wegzupacken und neu zu besorgen, während er zu Gargi sagte (als hätte er den Mund voller Säure oder Nägel), er habe alles über den Augenblick von vor zwei Wochen gehört, als auf der Dienstagsparty bereits der Morgen graute und sie am Pool gesessen habe, *mit diesem Jungen, Ranjits Heimkehrer. Gargi, du hast Alkohol getrunken. Und du hast ihn angefasst und ermuntert, dich anzufassen. Ich hab erfahren, was du getan hast, alles, was du gesagt hast.* Seine Worte waren auf ihrer Haut gelandet, sie hatte gespürt, wie sie um ihren Mund, ihre Brustwarzen und ihre Chuchi brannten. Der Diener war herumgehuscht, und sie sah, dass er erschrocken, aber auch empört war: Sein Gesicht hatte dieselbe Farbe wie der Slip ihres Vaters. *Jeder Poolboy, der vorbeikam, und jedes vorbeikommende Mitglied der Hundert hat euch zusammen gesehen.* Er sah Gargi nicht an, sondern fuhr mit seiner Toilette fort, klatschte sich nach Zitrone riechendes Rasierwasser ins weiße Haar, auf die Brust und auf den Kopf, verrieb es und trug auch ein wenig

auf seinen Ohren auf. *Er hat Riesenhände*, denkt sie immer wieder, was ein Vorteil ist, wenn er Menschenmengen zum Schweigen bringen oder Thapars auf nackte Haut niederprasseln lassen will. *Klatsch, klatsch*, die Hände, das Rasierwasser – *Wie fett er geworden ist*. Gargi hatte dagestanden und aufgepasst, aber versucht, nicht hinzusehen, der Anblick von Bapuji in diesem Zustand besudelte ihre Erinnerung an die Nacht mit Jivan auf der Dienstagsparty, als sie am Pool gesessen hatten und er ihr zugestrotzt hatte und sie – die mehr getrunken hatte, als sie sich seit Jahren gestattet hatte – dabei geschrien hatte: *Die Gargi Company!*

Bapuji hatte davon erfahren. Von wem spielte keine Rolle. Sie, Gargi, hätte vorsichtiger sein sollen –, denn hat man sie nicht ab und an, jede Minute ihres Lebens beobachtet? Eine Schande, Gargi, eine Schande, sagte Bapuji. Raus hier. Sieh nach deiner Großmutter.

Gargi war da, an diesem Morgen mit klarem Blick in Bapujis Wohnung. Sie wollte versuchen zu erklären, warum Sita gegangen war. Diese Bürde lastet auf ihr und wird hart wie Beton um Stahl. Sie brachte die Teilung der Company nicht zur Sprache. Sie hatte sich für business as usual entschieden: Sie würde es nehmen, wie es kam. Doch Bapuji hatte gesehen, dass sie den Mund aufmachte. Er knöpfte sich den Kurta zu und sagte:

«Ich habe alles Nötige veranlasst. Das Protokoll ist erstellt. Du musst nur noch die Vorstandsunterlagen unterschreiben. Es wird allerhöchste Zeit.»

Auf dem Flachbildschirm hinter ihnen lief der neueste Company-Werbespot für ein Soundsystem namens REVERBOT. REVERBOT reagiert auf Händeklatschen und gehorcht Sprachbefehlen wie ‹Play›. Bapuji drehte die Lautstärke auf. Dann klatschte er in die Hände. Gargi sagte *bitte* – doch ihr Vater konnte sie nicht hören. Sie war weggeschickt worden – wie ein schwieriges Buch, das man zuklappt und beiseiteschiebt.

Sie hatte die Wohnung ihres Vaters verlassen (denn sie ist überaus gehorsam, und just dieses Wissen um ihre eigene Natur machte sie zu einer guten Personalmanagerin) und barst beinah vor Geheimnissen und Tränen. Das Herz schlug ihr bis zum Hals – *erhatallesNötigeveranlasst* –, wie sie es seit ihrer Verlobung nicht mehr erlebt hatte. Sie fühlte sich erleichtert. Beinah. Frei. Vielleicht um nebenbei ihre eigene Geschichte zu erfinden.

Sie ist Gargi, mit dem Schlüssel in der Hand. Wie gut sich das anfühlen wird: ihn hineinzustecken, umzudrehen und die Tür zu Bapujis Büro zu öffnen. Sie wird sich dort einschließen. Allein. Diese Stille. Das hatte nicht sie, sondern Radha sich ausgedacht (mit Unterstützung von Ranjit Uncle, letzte Woche beim Abendessen): Sie hatte vorgeschlagen, Gargi solle das Büro vorerst übernehmen. Ranjit sagte, Bapujis Handeln sei eine Herausforderung. *Aber Ranjit Uncle, sagte Gargi, findest du nicht, dass das alles ein bisschen extrem ist? Selbst für Bapuji?* Er sah sie an und griff ausnahmsweise nicht auf Kosmogramme oder Gebete zurück. Mit

fester Stimme sagte er: *Lass ihn doch. Du vergisst. Dein Vater war immer ein Meister langfristiger Strategien. Dieses Talent hat er dir vererbt. Fürs Erste musst du mitspielen.*

Bevor Radha nach Goa flog, sagte sie: *Ich bin die für Public Relations verantwortliche Geschäftsführerin. Fürs Erste müssen wir dich der Welt draußen richtig vorstellen und dabei zeigen, dass sich nichts verändert hat.*

Radha hat wie immer recht, hatte Ranjit gesagt. Gargi Beta, du brauchst nichts weiter zu tun, als das Schiff zu steuern. Einen Tag später, an einem ungewöhnlich frischen Morgen, hatte sie den Schlüssel.

Sie wird die Blumen für den Mogulschreibtisch ihres Vaters selbst bestellen. Rosaschuppigen Ingwer, leuchtend orange Paradiesvogelblumen mit durstenden Schnäbeln und blauen Blütenährenzungen, die sich in die Luft bohren. Sie werden Gargis Publikum sein, und die Blüten Schatten werden ihr Chor. Vielleicht bestellt sie sich einen REVERBOT, damit auch sie mit einem Händeklatschen Musik spielen kann. Musik, die sie selbst ausgewählt hat, über viele Jahre, wenn sie sich in ihren Tagträumen Reisen in die fernsten Winkel der Welt ausmalte: Kuba und der Buena Vista Social Club, die Südstaaten und Nina Simone, Mali mit ihrer Lieblingsängerin – Rokia Traoré. Für ihren Vater, Ranjit Uncle und Kritik Sahib *Blackie Songs*. Nach der Arbeit und in der Stunde vor den Drinks wird sie eines dieser Stücke laut abspielen, und wenn Jeet wieder zurück ist, von woher auch immer, mit gepiercten Ohren, den Hals voller Geschichten und mit dem silbernen Kara, den

sie ihm geschenkt hatte, als sie beide sechzehn waren – mit der Gravur *Für Jeet Singh, alles Liebe, Gargi* –, und den er immer noch ums Handgelenk trägt, dann wird sie ihn bitten, ihr eine Statue zu schenken. Eine elegante, wilde Durga – aus dem vierten Jahrhundert, der Gupta-Zeit, wie er ihr erklären würde – mit einer nackten Brust, als Zeugin von Gargis Privattänzen, um ungewollte Besucher auf dem falschen Fuß zu erwischen und um statt ihrer die Sekretärinnen wütend anzufunkeln.

Auch wenn sie nur, wie sie sich in Erinnerung ruft, die *Hüterin* des Schlüssels ist, während der Wagen immer schneller auf der Überführung entlangbraust (alles hochfester Company-Beton) und dem Smog und dem mörderischen Verkehr vorausseilt, wird Gargi in Bapujis Büro ihr Lager aufschlagen. Und sich dann überraschen lassen.

[...]

III

J A H D A

Eins

Die Jalousien sind heruntergezogen, die Lamellen sind halb geöffnet. Das Zimmer ist ein Käfig aus Licht. Sie ist die Bettkatze Radha-Baby, die schnurrt und ihre Bettdecke walkt. Sie wartet auf das fröhliche Geklingel von Silber und Porzellan, auf den Butler, der das Frühstück in die Suite bringt. Als der Duft von Pav Bhaji zu ihr dringt, schmeckt sie sofort die Erbsen und knackigen Karotten, die Zwiebeln und locker flockigen Kartoffeln, die brennend scharfen Gewürze, die leicht frittierte, auf allen Seiten mit Butter bestrichene Puri, mmh, einfach köstlich. Sie schlüpft aus dem Bett und spannt die Zehen auf dem Teppich an. *Guten Morgen*, sagt die Suite, die ihr der Spiegel zeigt und die flott und hell wirkt mit ihrem blauen Interieur, dem Strandmotto für Goa. Eine ganz entzückende Suite – Konzept «Strand», Schlafzimmer, Wohnzimmer, Meerblick; und dann das Ensuite, einfach wunderschön, mit farbiger Wand, die sich je

nach Stimmung ändern lässt: Morgendämmerung, Regenwald, Ozeanwellenkamm. Es gibt Düsenduschköpfe in verschiedenen Höhen, außerdem ein Bidet. Eine Company-Suite, die aber versucht, sich von anderen Suiten zu unterscheiden. Doch, sie ist wirklich etwas Besonderes.

Radha greift nach ihrem Handy – dann ertönt ein Pfiff aus dem Wohnzimmer. *Schlüpf aus dem Bett, Radha, lass das Handy in Ruhe, lass es einfach in Ruhe! Tappe in Shorts und Unterhemd zur Schlafzimmertür: Lehn dich an den Türrahmen.*

Bubu steht neben dem Servierwagen, sein Wanst wölbt sich aus seinem Baumwollpikée-Bademantel. Ab und zu tätschelt er den armen Bauch; heute ist er mit einer Morgenrunde Gymnastik bestraft worden. Bubu trainiert an der Rudermaschine, er hüpfert Seil, er hebt Gewichte. Dummer Bubu, er ist so ein lieber Knuddelbär.

Bubu tut so, als bemerke er Radha nicht; er zieht die Augenbrauen hoch und hebt silberne Servierhauben hoch wie ein Fernsehküchenschef am Ende der Sendung. Da – da! Da ist ihr Pav Bhaji! Ihre Schale mit Bioerdbeeren (von der Company Goa angepflanzt – wie sie den Gästen erzählt, die nicht aus Goa kommen). Bubu taucht den Finger in ihren grünen Tee, leckt ihn ab und macht ein Khatta-Gesicht. Er hängt die Servierhaube über den Wasserspeier in der Sofaecke, der sie sofort kahl und einäugig anfaucht – *OMG Bubu ist wirklich schlimm* – eine handgeschnitzte Antiquität aus Jaipur – die sie eigens für ihn hat anfertigen lassen.

Was frühstückt Bubu? Schwarzen Kaffee. Seinen Kurkuma-Power-Smoothie mit extra Amaranth. Und da ist er ja: ein Teller mit drei perfekten Suji ki laddoo, in dunkle Schokolade getaucht und mit Blattgold überzogen. *Ah, Buji. Mini-Ladoo.* Egal, wie viel ihr Mann trainiert, seinen Frühstücksgenüssen kann er nicht widerstehen.

«Worüber lächelst du? Über meinen Hintern? Dreckiges Mädchen.»

«Ich lächle über deine Frühstücksauswahl.»

Babu geht zu ihr und trägt dabei seinen Teller vor sich her.

«Willst du nicht meine goldenen Eier probieren?»

Belebt vom Schlenkern seines Handgelenks schlagen die Ladoos aneinander.

«Schweinerei! Ich ruf die Empfangschefin», quiekt sie.

Sie huscht zurück ins Schlafzimmer, wirft sich bäuchlings aufs Bett und greift nach dem Hoteltelefon.

«Du weißt, was passiert, wenn du diesen Hörer anfasst», sagt Bubu.

Sie rollt sich herum und blickt ihn an. Unter seinem Bademantel trägt er seine Donald-Duck-Boxershorts. Quak, quak, quack – sie hat sie schon immer eher unerotisch gefunden. Er nimmt sich einen Ladoo und lässt den Teller auf den Stapel mit schmutziger Wäsche vom Vorabend fallen. Sie spreizt die Beine: Ihre Seidenunterhose rutscht nach oben.

«Was ist?», fragt sie.

Bubu steht zwischen ihren Beinen am Fußende des Betts. Donald

Duck ergreift ihre Zehen und lässt sie wieder los. Bubus Schritt ist jetzt abwechselnd bleich, dunkel, bleich gestreift. *Ein Tiger im Lichtkäfig*. Ja. Gut so. Er umfasst Radhas Fesseln und drückt sie die Laken hinauf, bis ihr Kopf leicht über den Bettrand hängt und ihre Haare sich über den Boden ausbreiten. Unter dem Nachttisch liegt Staub, und ist das der Ohrring, den sie letzte Nacht getragen hat? Das Blut schießt ihr in die Kehle, die Schläfen. Sie blickt auf: Das Meer tauscht den Platz mit dem Himmel – ein Stück Unendlichkeit, vom Fenster eingerahmt. Für diese Sache ist es der schönste Blick, und zudem ihre Liebessuite in ihrem absoluten Lieblingshotel.

«Komm schon, keine leeren Drohungen.»

Sie trägt ihre Zeilen gefühlvoll vor. Dann hebt sie ihr Bein hoch und steckt ihm einen Zeh in den Mund: wie niedlich, wie hübsch ihr Zehennagel ist, ein Bonbon, an dem er lutschen kann. Sie glaubt, der Deckenventilator hinter Bubus Kopf sei nur Verzierung. Stimmt das? Bubu drückt den Daumen in Radhas Spann und jagt ihre Sinne auf hundertachtzig. Er drückt einen Ladoo auf ihren Schritt und verreibt ihn: Sie spürt Seide in ihrem Inneren. Die Schokoladenhülle bricht auf; er hält sich die hohle Hand vor den Mund, verschlingt die Krümel mit einem kurzen Kopfrucken, beugt sich über sie und verteilt all die klebrigen, goldenen, schokoladigen Krumen auf ihrem Bauch. Laut Spiegel ist er bereit, ja, bereit, ja. Sie legt die Arme hinter den Kopf und streckt ihren Körper aus.

Ihr Handy fängt an zu singen –

Like a G6 like G6 like a like a G6 Like a G6 like a G6 like a like a G6 Like G6 like a G6 like a like a G6

Bubu hält inne und betrachtet sie. Einen Augenblick lang glaubt sie, alles wird gut. Dann steht er vom Bett auf, zieht sich die Boxershorts hoch und tätschelt seinen Freund.

Oh Shityaar. Jetzt müssen sie sich anziehen und wieder von vorne anfangen. Den Butler rufen, damit er den Servierwagen wegfährt und Bubu nochmals Frühstück bestellen und der Butler es nochmals servieren kann. Das ist für sie das Zeichen aufzustehen, zu ihm zu gehen, ihn zu betrachten und zu necken. Noch einmal. *Wach auf, Radha, riech den Pav Bhaji und stell das Handy aus.*

«Bubu-Bär, sei doch nicht so», versucht sie es leise.

«Geh schon dran. Ich muss mit meinem Tag vorankommen.»

Er geht fort. Der Chor schräger Enten auf seinem Hintern quakt sie an.

*

Sie liegt im Bett – *schönes, wunderschönes Bett, du magst mich.* Sie will rauchen. Sie hört, wie die Dusche angestellt wird. Dann dreht sie sich auf den Bauch, greift nach unten und fasst sich mit beiden Händen behaglich zwischen die Beine. Sie fängt an, sich zu reiben. Nägel Pink in

Pink fühlt sie sich so pink, braune Pobacken blitzen pink, mit dem Gesicht in den Laken atmet sie ihren eigenen Geruch ein: Ylang-Ylang und Bettschweiß, sie greift mit dem Fingernagel nach ihrer Clitchie; Schmerz durchzuckt sie, ihre Lungen schreien *vorwärts*. Nach Luft schnappend, taucht sie wieder auf. An ihren Schenkeln hängen Ladookrümel. Sie leckt sich die Finger und isst ein paar auf. *Milch und Honig*. Das Bett, die Frisierkommode, der Bademantel am Boden sind gespannt, was sie als Nächstes tut.

Drück einen Hebel. Öffne die Markisen. Draußen trennt nur eine dünne, gewölbte Linie das Meer vom Mittagsdunst des Himmels. Es ist ganz ruhig und sehr klar. Sie scrollt durch ihr Handy: iMessages zuerst: von Freunden in Delhi zwei niedliche Katzenbilder; von Jivan ein Foto von einem Burlington-Hemd mit langen Ärmeln und Streifen, das sie zusammen im Shoppingcenter gekauft haben. Dann die tägliche automatische Nachricht der Company *Bapuji bol!* Begleitet von einer Tempelglocke: *Verkaufen Sie Ihre Vision, sie ist das Produkt*. Radha hat diesen Dienst in Auftrag gegeben; sie hat die Sprüche ausgewählt. Der Dienst hat mindestens eine Million Abonnenten, was schön ist – ha – sehr schön, oder?

Sie hört einen Moment zu. Bubu ist noch unter der Dusche. Sie hat Zeit, Twitter zu öffnen. Ihr Konto, ihr kleines Geheimnis, @MrGee. Ihm wird das heutige Bapuji bol gefallen. Er wird es retweeten und kommentieren – *Soeben erhalten – eine großartige Message von Devraj Bapuji*,

um in Ihren Arbeitstag zu starten.

Dann überprüft sie ihr WhatsApp. Gargi. Oje. Eine Nachricht, die länger ist als Radhas Ahnentafel. Sie scrollt sie durch. Hat eine Vision: Eine dunkle Wand tosenden Wassers erhebt sich und bricht durch die Fenster.

«Buji!», schreit sie. Sie springt aus dem Bett und geht ins Bad.

Bubu trocknet sich dort gerade ab, sieht Cricket und überprüft seine Zähne in einer nach Ylang duftenden Dampf Wolke. Immer benutzt er ihre Duschperlen; immer benutzt er zu heißes Wasser.

«Bubu, das musst du lesen», sagt sie.

Er knallt sein Handtuch gegen ihre Schenkel.

«Besharram!»

Er lässt es noch einmal knallen, sodass ihre Haut brennt.

Ihre Stimme wird zuckersüß, wird zu derjenigen, die sie für ausländische Journalisten verwendet, die zum ersten Mal im Land sind und das *echte Indien* sehen wollen und zur Aufheiterung noch so ein Litschi-Wodka-Lassi brauchen, während sie den Rundgang mitmachen.

«Bubu-Bär, ehrlich, du musst das jetzt lesen.»

«Mach dich erst sauber. Dann kannst du mir sagen, was ich tun soll.»

Er sieht weiter Cricket.

«Mist», sagt er. «Wegen dir hab ich den Sechser verpasst!»

Sie legt ihr Handy vorsichtig auf die schwarze Glasoberfläche. Sie wird ihr Seidenunterhemd an ihrem Körper hinuntergleiten lassen.

Nett, sagt der Spiegel, aber das reicht nicht.

Bubu steckt sich den Finger ins Ohr und schüttelt den Kopf: Dabei blickt er weiter auf den Bildschirm.

Radha geht unter die Dusche. Als Farb- und Klangkulisse wählt sie Regenwaldvogelgesang, dann hält sie den Kopf unter die Brause, um das hohle *Plop* des auf den Ball treffenden Schlägers und die jubelnden Männer nicht mehr zu hören.

Bubu öffnet die Duschkabinentür. Er steht vollständig angezogen da und starrt sie an. Sie stellt die Dusche ab. Ihre Arme hängen dumm herab, Wasser rinnt ihr vom Kinn, von den Haaren, von den Brüsten, während der Vogel-Soundtrack ringsherum zwitschert.

«Echt? Schon wieder?», sagt sie.

«Sei keine Junglee. Außerdem musst du zum Wachsen.»

«Zum Wachsen?»

Sie fasst sich mit der einen Hand an die Muschi, mit der anderen an den Schamhügel. Das Wasser tropft an ihr herunter, es quillt aus ihrem Nabel, weint zwischen ihren Beinen. Der Dampf aus der Dusche vernebelt den Spiegel und entweicht durch die Tür.

«Taange bandh. Und deinen Mund. Zieh dir Reiseklamotten an, Piti-parrotter*», sagt Bubu. «Wir fahren nach Amritsar.»

Aus dem Zimmer in den Lift in die Hotellobby und ins Auto. Türen gehen auf und zu. Die Wände und Türen und Kronleuchter der Company

sagen *Guten Tag* und *Willkommen*; *Sie sind wieder da, okay tschüss*. Radha sitzt mit der Schulter am Wagenfenster und blickt ins Wageninnere: Bubu beschreibt liebend gerne jeden dreckigen Bhikshu, an dem sie vorbeikommen.

«Gerade hab ich einen auf die Straße kacken sehen!», sagt er, oder: «Gerade hab ich einen gesehen, der war dünner als sein eigener Stock!» Und wenn er sie ernsthaft bestrafen will, sagt er: «Lass uns anhalten und den da mitnehmen, willst du nicht deinen Teil beitragen? Sita wäre stolz auf dich.»

Früher hat sie immer das Wagenfenster heruntergekurbelt und die Nase in die Stadtluft gehalten; bei jedem Imbisskarren, an dem sie vorbeifuhren, bettelte sie, dass angehalten wurde und sie probieren durfte: die schnellen Handbewegungen der Männer, die den Atta kneteten, zwickten, die Roti formten, umdrehten und auf den Tawa klatschten. Roti, Puri, Dosa, heiße, frittierte Gulab Jamun: Sie wollte alles probieren, ganz gleich, was es war.

«Iss eine Erdnuss», sagte Gargi dann immer. Radha nahm eine Handvoll, knackte die Schale mit den Zähnen auf und schnipste sie dann nach draußen, um zu sehen, was sie alles treffen konnte. Nanu benutzte die Straße ja selbst als Müllhaufen. Bonbonpapierchen, Orangenschalen – alles warf sie aus dem Fenster –, was Gargi regelmäßig dazu brachte, die beleidigte Leberwurst zu spielen, woraufhin sich alle über sie lustig machten, bis sie in Tränen war. Damals hatte Gargi gesagt: *Vergiss*

nicht, dass du Radha Kumari bist, die Tochter einer Kashmiri Pandit und des Maharajas von Napurthala, du solltest immer mit gutem Beispiel vorangehen und auf Sauberkeit achten.

Nanu hatte über Gargi die Nase gerümpft. *Junge Mädchen zeigen ihr Gesicht nicht auf der Straße.* Sie hatte Radha erklärt, sie würde verflucht, wenn sie einem Bettler in die Augen blickte; ihr Gesicht würde sich verändern, sie würde über Nacht altern und zu einer weißhaarigen Budiya mit Erdnussschalenhaut werden und am nächsten Morgen in der Dhimbala Basti aufwachen. Ein anderes, hübscheres Mädchen würde dann in ihrem Bett schlafen, und wenn Radha ihren Namen sagen würde, würde ihr niemand glauben. Das reichte. Selbst heute kontrolliert diese Geschichte ihren Körper, bringt sie dazu, ihre Puderdose hervorzuholen; hält sie davon ab, aus dem Fenster zu sehen. Das Einzige, was hilft, ist Bubus Spiel «Halt-nach-dem-Schlimmsten-Aus-schau».

Radha wirft Bubu einen Blick zu, aber er will jetzt nicht spielen. Er telefoniert und spricht über Jeet. Verschwunden, Geld futsch, Probleme mit dem Amt für Kulturerbe, *hätte man sich denken können.*

Worum es bei dem ganzen Theater eigentlich geht, weiß Radha nicht. Jeet der Rätselhafte, Jeet der Geheimnisvolle, Jeet der Friedensstifter, der Yogi, die große Hoffnung. Eigentlich Jeet der Egoist – das ist sein Markenzeichen. Jeet – der sich immer über sie lustig macht – dann aber zu ihr kommt und sie anfleht, ihm ihre Freundinnen für Partys aus-

zuleihen. Jeet, der von allen erwartet, ihn zu decken, während er Ranjits Liebling bleibt und Nanus Schatz. Selbst Bapuji betrachtet ihn als jungen Birbal, als *so weise*. Wegen Jeet, dem Egoisten, fahren Radha und Bubu nach Amritsar in die Ödnis – wo Bubu stöhnen wird und sie eifrig, freundlich und zuvorkommend sein wird, um Ranjit Uncle besser trösten zu können. Immer fällt ihr diese Aufgabe zu.

«Mensch, er muss verrückt geworden sein», sagt sie.

Sie scrollt ihr Handy durch. @MrGee hat siebenunddreißig neue Twitter-Follower. Die meisten sind junge Männer, die sich hinter Eiern verstecken.

Bubu blickt auf und sieht Radha auf ihr Handy starren. Sie klickt auf ihr Video-Newsfeed, sodass er nicht sehen kann, was sie macht. Er beugt sich über sie. In Delhi marschieren eine Menschenmenge, der Ticker meldet: *Hunderte in Antikorruptionsprotesten von der Polizei verhaftet* Tränengaseinsatz angedroht* Gewerkschaften organisieren im ganzen Land* kein Führer erhebt Anspruch auf Organisation oder Botschaft* Regierungsgebäude angegriffen* Hunderte in Antikorruptionsprotesten von der Polizei verhaftet* kein Führer*

Sie schaltet es ab. Bubu lehnt sich zurück, seine angespannten Schultern sagen: Warum arbeitest du nicht, warum tust du nicht etwas Sinnvolles, mach dir wenigstens das Gesicht und die Haare.

«Früher oder später», sagt er, «finden die Medien heraus, was hier vor sich geht.»

Früher oder später. Wenn sie daran denkt, was sie alles erledigen muss, überkommt sie große Müdigkeit: Bubu will, dass sie Barun anruft, ihren Journalistenfreund, außerdem alle Geschäftsinhaber, die nicht in Bapujis Gefolge sind. Sie soll die Redakteure und den Vertrieb an die Ausgaben für die Company-Werbung erinnern, die nur noch höher werden, wenn das Ökoauto erst auf dem Markt ist.

«Nichts soll über Jeet nach außen dringen. Und nichts über Sita», sagt Bubu. «Und schon gar nichts, wirklich absolut nichts, über die geistige Verfassung deines Dads. Wenn wir in Srinagar sind, werden wir damit herausrücken.»

«Was soll ich denn dann *sagen?*», fragt sie.

Er spricht jetzt mit seiner Bububärenstimme.

«Du weißt doch, was zu tun ist, Raddles. Gib ihnen ein paar Leckerbissen zu löffeln. Big Sis haben sie ja schon. Konzentrier dich auf das Srinagar-Hotel: Immer wieder zu hören, wie schlimm alles in Kaschmir ist, hängt allen zum Hals heraus. Also erzählen wir ihnen unser Märchen von den Möglichkeiten – Arbeitsplätze, Tourismus –, die dort entstehen. Erzähl ihnen von Jivan. Gib deinem Barun ein Exklusivintro über die Generation von HEUTE. Das wird ihm gefallen. Jivan Singh: *Unsere neue rechte Hand*. Nein: *Unser frischer Blick*.

«Er ist nicht *mein* Barun», sagt sie, aber Bubu hört ihr schon nicht mehr zu.

[...]

IV

JEET

Eins

«Rudra Bhai, kannst du schwimmen und kannst du fliegen?»

Fragt Felix, ein Basti-Junge von sieben Jahren in einem verblichenen *Coke is Shit*-T-Shirt und abgeschnittenen Hosen.

«Rudra Bhai, kannst du dich an alles in deinem letzten Leben erinnern?»

Fragt Akul, ein anderer Junge, ungefähr dreizehn, aber klein, ohne Papa. Immer will er Geschichten über das Trinken hören, über Ganja und die Kunst, Pfeifenrauchringe in die Luft zu blasen (so wie phantasielose Mädchen, die faul fischten und versuchten, sich Jeet mit ihrem aufgesetzten Lächeln und ihren Seufzern zu angeln).

«Rudra Bhai, was ist das Schlimmste, was du je getan hast?»

Fragt Nakul, sein Zwillingbruder (eineiig), der als Zweiter herauskam (wie er immer wieder erzählt), als wäre er deshalb eher bereit zu

glauben, dass Rudra der Weise einst ein Babu namens Jeet Singh gewesen war.

«Rudra Bhai, was braucht es, um einen Mann zu töten?»

Schweigen. Die Jungen blicken zu Samir auf, ihrem vierzehnjährigen Anführer, der, wie es scheint, in jedem Müllhaufen einen Schatz findet: einen Goldanhänger, eine halbe Flasche tollen, rosa Nagellack, eine Seidenkrawatte mit Heritage-Etikett um den reizenden Kopf. Samir, dessen Vater eine Company-Uniform trägt, um das hintere Eingangstor des Amritsar-Hotels zu bewachen, und der eigene Schuhe besitzt; flache Lederschuhe mit Schnürsenkeln und zerkratzten roten Sohlen, die ihm zu groß sind, die er gefunden hat, die aber ihm gehören.

*

Am Tag bevor der Sturm in Dhimbala losbricht, sitzt Jeet wie immer unter seinem Baum und beobachtet die Jungen mit halb geschlossenen Augen. Er fragt sich, was Samir für diese Schuhe tun musste. Ist er ein Trickbetrüger? Ein Spion? Nein. Jeet sollte Samirs liebem Lächeln nicht misstrauen. Er hat seinen Weg gewählt und versucht, rein zu sein, gut zu sein und – nur reine Gedanken zu haben und sich auf den Pfad der Erlösung zu begeben. Nicht zu vergessen, dass er Rudra, Rudra, Rudra ist.

Jeden Tag kommt die Stunde, in der die Basti-Jungen von der Müllhalde

herunterklettern. Sie versammeln sich um Jeet, der unter dem Baum sitzt. Dunkle Haut, bedeckt mit flatternden weißen Plastikschnipseln, als seien sie Mosaik ihrer selbst. Sie werden sich die Abfallstücke gegenseitig abzupfen und abreißen. Ihn mit Fragen quälen wie: *Was braucht es?* Und ihn um Geschichten bitten, bevor sie in ihre Hütten zurückgehen. Die Geschichten sollen geradlinig sein: Anfang – Mitte – Ende. Doch er ist Jeet Singh, und sein Mund ist trocken. Er versucht, mit allen Kräften Rudra zu werden, ein Naph-Weiser. Er fühlt sich berufen, das Leben dieser Jungen nicht zu simplifizieren. Beim Geschichtenerzählen dreht er sich volkstümlich im Kreis, erzählt rückwärts und ringsherum: um nicht den Verstand zu verlieren und um hierbleiben zu können, muss er den Jungen beibringen, dass sich das Leben nicht linear leben lässt. Sie müssen lernen, was es heißt, die Zukunft dieser alten Sprachen zu sein, für die nur das Heute zählt, nicht die Zeit.

Sie versammeln sich wegen der Geschichten, bewacht von der Rückseite des Amritsar Company Hotels, dessen weiße Außenseite von Klimaanlage durchlöchert ist und dessen Mauern schwarze Streifen verfärben, als weinten die Fenster Mascaratränen. Dhimbala erstreckt sich über einer Mulde, einer alten, längst ausgetrockneten Seensohle. Es ist mindestens zwei Kilometer breit, vielleicht sogar drei. Doch wie sollte Jeet das wissen oder berechnen? Er weiß nur, dass die Hütten sich wie Schimmel in einer Schüssel ausgebreitet haben, ohne der Bundesstaats-

grenze Beachtung zu schenken – sie haben sich immer weiter ausgebreitet, bis sie an die hohen Steinmauern des alten Napurthala Palastes reichten, in dem Bapuji einst ein Junge war.

Die Hälfte der Basti ist von einer rissigen Ebene gesäumt, in der sich an verrosteten Pfählen Reklameplakate für Waschmaschinen, Spülmaschinen und Bilder von Stränden in Streifen ablösen und Bapujis Gesicht zum Vorschein bringen – und Nanus – ihre zum Namaste aneinandergelegten Hände, die mit den Jahren vom Monsun und der grausamen trockenen Hitze ramponiert worden sind. Auf jeder Tafel stehen noch Stellen des Werbeslogans: *Company City – demnächst hier!*

Demnächst, denkt Jeet, der unter seinem Baum sitzt: Ich werde weitermachen. Ich werde mich auf den Pilgerweg nach Amarnath machen. Ich werde mich von Lord Shiva segnen lassen und den Lingam aus Eis mit meinen eigenen Augen erblicken. Sein Zu- und Abnehmen. Unter Pilgern jeglicher Portemonnaies werde ich wandeln; und alle Sünden werden von mir genommen. Doch selbst am Tag vor dem Sturm, wenn sein Geist frei und ungebunden sein wird, wenn die winzigen Narben überall an seinen Armen zu dünnen, weißen Strichen verblichen sind und er die Wochen zu zählen versucht, die er schon dort ist – sind es vier? Fünf? Sechs? –, selbst dann wird er nicht fortgehen. Sondern versuchen, darüber nachzudenken, was man ihn gefragt hat und wie er hierhergekommen ist.

Was braucht es, um einen Menschen zu töten? An dem Dienstag, als Jivan

nach Hause kam. In jener Nacht. Sprach Jeet mit Jivan; und lief dann davon, in eine unbekante Welt. Auf der Ladefläche eines Lastwagens gelangte er auf diesen Platz in Dhimbala – der Fahrer schien aus dem tiefsten Inneren der Erde zu kommen: ein weißhaariger, weiß gewandeter Sardarji, dessen Patta durch das Fenster des Führerhauses schnellte und dann am Himmel flatterte, ein von Gott verfolgter Asura. Der Lastwagen hatte kein Nummernschild, und an den Seiten stand nichts geschrieben.

Jeet hatte sich festgeklammert, während seine vielen Schnittwunden bluteten und er zwischen den prall mit Mais gefüllten Säcken saß und seinen neuen Namen vor sich hersang, *Rudra, Rudra, Rudra*. Im Morgenrauen wurde er hungrig und ausgetrocknet irgendwo an der Bundesstraße außerhalb von Amritsar abgesetzt. Von dort ging er frierend und fast verdurstend zu Fuß neben den paar bereits vorbeibrausenden Autos bis zum Hotel seines Vaters.

Es war seine erste Prüfung. *Rudra*, sagte er sich an jenem Morgen – *Rudra ist ein Naph*; er muss gegen das Verlangen ankämpfen, das des Körpers und das des Geistes. Um ein Haar wäre er ins Hotel gerannt und hätte diejenigen begrüßt, die Jeet Singh kannten und liebten, um dann ein Bad zu nehmen, etwas zu essen, sich umzuziehen und zu schlafen, zu essen, sich zu waschen und etwas zu bestellen. Stattdessen sagte er leise vor sich hin: *Stärke das Selbst mit den Mitteln des Selbst* und humpelte an der gelben Backsteinmauer des Hotels neben der Straße entlang

bis an eine Stelle, an der sich eine Elefantenfamilie mit Leichtigkeit hätte im Kreis drehen können.

Früher hatte hier ein Tier namens Haathi gelebt. Man setzte es für Hotelhochzeiten und Touristenausritte ein; es wurde an Bräutigame im Stadtzentrum von Amritsar vermietet. Es fraß, was in den Company-Küchen übrig blieb, und sein Dung wurde von den Söhnen seines Wärters an die Bauernhöfe der Gegend als Dünger verkauft, was ihnen einen Nebenverdienst bescherte; die Töchter des Wärters machten Papier daraus, das sie im Company-Hotelshop verkauften; als Schutz gegen Moskitos wurden die Kinder damit eingerieben. Während der Dürreperioden, die, als das Tier alt wurde, immer häufiger auftraten, presste man sogar Wasser aus dem Mist heraus. Nach Haathis Tod musste sich die Amritsarseite der Basti *umstellen*: Laut Samir wurde hart um die Müllkippenanteile gekämpft.

Es sind jetzt vier oder fünf Wochen seit jenem ersten Morgen vergangen, als Jeet den kachcha Weg entlanggegangen war, einen Sehnsuchtspfad, der so breit ist wie ein Auto, jedoch mit den Jahren von unzähligen Füßen geschaffen worden war. Angezogen vom Klang singender Männer gelangte er zu einem ungestrichenen Betonklotz, in dem sich Geschäfte befanden: zuerst zu JAB WE MET PAN, wo man sein Handyguthaben aufladen konnte – ein Laden, der zu dieser Zeit noch nicht

geöffnet hatte.

Dort gibt es auch einen Kühlschrank, aus dem Chuski und Getränke verkauft werden; die Zeitungen der Gegend, billige Lifestyle-, Einrichtungs- und Softpornozeitschriften. Auf den Regalen reihen sich Plastikgläser mit Süßigkeiten; am Eingang baumeln massenweise in Silberfolie gewickelte Pan-Päckchen – die Jeet immer wie Schnüre mit einzeln verpackten Kondomen vorkommen. Er hat mittlerweile herausgefunden, dass Kal und Dodal, die beiden im Laden arbeitenden, muskulösen Brüder mit passenden Designerstoppeln, nicht in der Basti wohnen, sondern in der Stadt, dass sie auf dem Motorrad mit Soziussitz zu ihrem Laden fahren. Sie verschenken nie etwas, nicht einmal ein Lutschbonbon, an Rudra, den Naph.

Danach kam ein Tauschladen mit Geldverleih, den Mr Kataria Senior führte, ein Mann, der fünf Söhne hatte, die von den Basti-Frauen 1, 2, 3, 4 und 5 genannt wurden, weil sie alle das Gleiche tragen, gleich groß und gleich gebaut sind – bis auf Nummer 4, der die längsten Nägel hat, die Jeet je bei einem Mann gesehen hat, und 5, dem ein Finger fehlt. Man hat ihm gesagt, diese fünf teilten sich die Basti auf, sammelten einmal im Monat Miete ein, kontrollierten die Verteilung der Chips, mit denen man die Toiletten des ersten Kreises benutzen könnte, hätten ein Auge darauf, was die Jungen auf der Müllhalde fänden: Dinge, die wertvoller sein mochten, als die Jungen ahnten.

Als Drittes kam der Dhaba, den ein kleiner, wortkarger Mann mit

gestutztem Schnurrbart und rasierten Wangen führte, von dem Jeet jetzt weiß, dass er Feroze Shah heißt, Sohn des Charan Shah, und dass er die dunkel gerösteten Aloo Paranthe macht, von denen die Touristen träumen, die sie aber nur bestellen, wenn sie im Reiseführer empfohlen werden. Mit verkohltem Atta und grünen Chilis, die so scharf sind, dass einem die Augen tränen, wenn man kein Joghurt dazu isst. An dem Morgen, als Jeet ankam, war Shah da: Er baute draußen gerade alles für die Vormittagskundschaft auf. Sein kleiner Fernseher, den er über der Theke aufgebaut hatte, übertrug bereits live aus dem Goldenen Tempel: rhythmische Tabla, überlagert vom Gesang der Männer, die den Shabad aus dem Guru Granth Sahib singen. Er überflutete Jeet – so als sei dieses kleine Lokal mit seinen langen Tischen und Bänken aus Holz, den Ketchup- und Chilisoßenquetschflaschen aus Plastik, den Wandpostern verblichener Bollywood-Sternchen aus den Achtzigern das Innere des Gurdwara.

Shabad – für Ranjits Glauben, der in Jeet vergraben lag, unter Jahren der Katholischen Schule und ihren Gebeten zu Jesus (der blutend am Kreuz starb und jeden Sonntag neu geboren wurde). Shabad – für Jeets kostbares Sanskrit-Englisch-Wörterbuch, seine empfindlichen Seiten, auf denen beinah unendliche Bedeutungsvarianten standen; Wörter erzeugen Wörter, wie ein Zweig Blätter erzeugt. Shabad – Sprachlaute – um Sprache zu ermöglichen. Die ganze Schulzeit über wurden die Allwissenheit und Allmacht und Allgegenwart und das einhergehende

Dilemma der Allgüte Gottes besungen.

Die christlichen Brüder waren nicht freundlich. Sie duldeten keine Abweichung, nicht einen Inch. Sie lehrten Jeet, Dinge zu leugnen. Jedes Jahr zur Fastenzeit fastete und betete er. Später brachten ihn diese Rituale dazu, sich an Id mit Vik zu messen, doch Vik fastete nicht. Er war aus Kaschmir und sagte, er wisse bereits, wie sich Hunger anfühle.

«Bis man bereit ist, Ratten zu essen?», fragte Jeet ihn einmal.

Shabad.

Als Jeet an dem Morgen in der Dhimbala Basti ankam und den Tempelgesang aus dem Dhaba-Fernseher hörte, schwankte er.

Jeet will zurückkehren. Zu dem Morgen, an dem ihn die Kirtanstimmen anzogen. Er war an Feroze Shah herangetreten, der gerade die Dhaba-Gasbrenner anzündete. Und sagte ihm seinen Namen: Rudra, der Naph, unterwegs nach Kaschmir, um mit Tausenden zum Amarnath-Schrein zu pilgern. Dafür musste er sich das Gesicht mit Karbolseife am Dhaba-Waschbecken waschen, und man brachte ihm heißes Wasser in einer Blechtasse. Er versuchte, das Wasser schluckweise zu trinken, trank es dann aber in einem Zug leer. Er bekam auch einen Aloo Parantha mit einem Stückchen Butter; als Feroze ihm das salzige Teilchen überreichte, dachte er in der Dämmerung kurz, *verdammst – Jeet – Dhaba-Essen – iss das niemals* – rollte es dann aber auf und verschlang es in drei Bissen.

Erst als aus dem Licht grelle Sonne geworden war, räumte Feroze

Shah Teller und Tasse ab und legte die Hände aneinander, um Rudra alles Gute auf seinem weiteren Weg zu wünschen. Wohin sollte Jeet gehen? Er stolperte über den Platz und vermied das hintere Tor zum Hotel. Die CCTV-Kamera am Wächterhäuschen schien ihm blind zu folgen; die Drähte waren durchtrennt und baumelten herab. Jeet sah den Neembaum (unter dem er jetzt sitzt); ein guter Baum, der dürftig Schatten spendet. Er sah sieben Wasserpumpen und ging zu einer davon, weil er großen Durst hatte – er probierte sie aus, aber sie funktionierte nicht. Heute weiß er, dass die Pumpen nur zwischen Tagesanbruch und 8 Uhr morgens laufen und dass die Basti-Bewohner Kataria 1 Geld für Einzel-, Paar- oder Familienchips geben, die sie frühestens einen Monat im Voraus kaufen können. Anschließend traute er seinen Augen kaum: Am heller werdenden Himmel erschien ein schneebedeckter Gebirgszug.

Jeet blinzelte. Er drehte sich nach einem klatschenden Geräusch um: Hinter ihm kamen schwarze Slumfrauen in Chappals durch den steinernen Torbogen, der (das weiß er jetzt) Amritsar genannt wird; manche trugen fröhliche Plastikeimer zu den Wasserpumpen. Er versuchte sich zu verstecken, indem er sich unter den Baum hockte; als er unverwandt hinaufblickte, erkannte er, dass sich gegenüber dem Dhaba kein schneebedeckter Berg befand, sondern der Hang einer mindestens fünf Meter hoch aufragenden Müllhalde (doch woher wusste Jeet das?), die einen großen Bogen vor ihm beschrieb – so weit sein Auge reichte. Sie beginnt bei den Müllcontainern vor dem Amritsar-Hotel, erhebt sich

in einem stinkenden Halbkreis und läuft dann in Napurthala allmählich aus. Die städtische Müllhalde umschließt Dhimbala. Die wilden Hunde und Ratten und Menschen der Basti leben von dem, was sie hergibt: alles, wovon sie sich ernähren und was ihnen Schutz gibt, von kostbaren Plastikrüten und Hüllen für ihre Häuser bis zu den frischesten Exkrementen, die Menschen produzieren können, die sich von Nahrungsabfällen ernähren. Jeet ist selbst darauf gelaufen; die Halde ist stellenweise sehr weich – manchmal brodelte eine gallertartige, schwarze Flüssigkeit an die Oberfläche, die nach Luft schnappt oder verzweifelt versucht, ihn nach unten zu saugen. Ein Meeresmonster wartet auf diejenigen, die auf der Müllhalde arbeiten und spielen; und alle wissen, dass es sich dort befindet: Sie können seinen Atem riechen.

Dieser erste Morgen in Dhimbala jagte Jeet Angst und Schrecken ein. Er hatte mit hämmerndem Kopf und trockenem Mund unter dem Neembaum auf der Erde gesessen. Mit Augen, die so schwer waren wie das Gewicht der heißen Sonne auf seinen Schultern. Die Arme um die Knie geschlungen, musterte er, wie die Basti den Tag begann. Wie die Jungen sich einfanden und sich bereit machten, den Müllberg zu erklimmen.

Jeet weinte. Um sie (mehr jedoch um sich selbst), während ihm der Schweiß Salz in den Mund träufelte. Die Sonne stand hoch im Zenit, und der Baumschatten am Boden rückte weiter im Kreis. Nach dem Gebrauch der Pumpen gingen die Frauen fort. Er zog sein Unterhemd aus,

legte es auf den nassen Boden und zog es wieder an. Er sagte sich, dass er Rudra sei und nicht Jeet, dass Jeet so etwas nie tun würde; Jeet liebte die Schönheit, er war von einem Mann großgezogen worden, der einen Gehstock mit Beingriff hatte und seine Krawatten immer auf seine Socken und Einstecktücher abstimmte.

Das nasse Unterhemd am Leib, das ein wenig kühlte, sah er zu, wie die Jungen mit der mahagonifarbenen Haut, dem verfilzten Haar und dem Staub im Gesicht hinaufkletterten, Dinge auflasen und Funde machten. Als der Vormittag vorbei war, hatte er den Anführer ausfindig gemacht, Samir, wie er jetzt weiß – und beobachtet, wie er diese seine Funde dem Company-Wachmann im Wachmannhäuschen zeigte und dann den Eingang des Amritsar-Hotels anspuckte. Jeet saß mit geschlossenen Augen und sinkender Stimmung unter dem Neembaum. Worauf wartete er? Er wusste es nicht.

Der Tag vor dem Sturm ist ein Freitag. Ein paar Jungen sollten sich für die Nachmittagsgebete waschen. Andere sollten auf dem Müll arbeiten. Doch sie scharen sich um Rudra unter dem Baum; sie sind so nah bei ihm, dass sie ihn fast berühren. Das Weiß in ihren Augen ist das einzig Saubere an ihnen. Es geht kein Lüftchen. Die Wochen unsäglichlicher Hitze haben begonnen, doch die Sonne scheint die Jungen nicht zu stören. Sie wollen Geschichten aus Jeets alter Welt hören, in der es Plätze und Gärten gibt, in denen man einfach nur spazieren geht; wo die Häu-

ser aus Beton oder Backstein sind, Banktresore für menschliches Leben. Wo Topfpflanzen nur fürs Auge auf Terrassen stehen und wo Vögel mit Nüssen und Samen für höchstens 50 Anna aus Drahtspendern gefüttert werden – das entspricht umgerechnet einer Mahlzeit für eine fünfköpfige Familie in der Basti. Oder so ungefähr. Jeet hat noch nie Vogelfutter gekauft, daher ist diese Zahl eine bloße Vermutung.

[...]

V**SITA****Eins**

Und immer noch warten alle darauf, dass sie sagt: *Es tut mir leid*. Sita zündet sich eine Zigarette an. Inhaliert. Atmet aus. Sie wird nicht sagen, wo sie den ganzen Sommer gewesen ist – es gibt anderes zu erzählen. Sie wird nicht sagen, dass sie jetzt ‹verloren› auf Tamil sagen kann. Ilantu. Und dieses Wort kann sie in Kringelschrift schreiben: Der erste Buchstabe sieht aus wie eine Frau im Schneidersitz, die ihren Dupatta über sich geworfen hat. Ilantu. Sie weiß nicht, wie das Wort auf Kashmiri heißt, kann aber zumindest sagen: «Vakhet kyaah aav?»

Seit einer Woche ist sie jetzt hier. In Srinagar, der Stadt ihrer Vaterwünsche und Mutterträume. Sie war die ganze Nacht direkt von den Protesten in Delhi nach Jammu gefahren, dann ruhte sie einen Tag und fast eine ganze Nacht lang in Jammu aus, bevor sie nach Srinagar weiter-

reiste. Auf dem Beifahrersitz saß Kritik Uncle, der gekleidet war, als käme er gerade aus dem Dorf: mit einem Turban, der so gebunden war, dass man sein Gesicht fast nicht sah. Sita saß mit Papa auf dem Rücksitz. Er schlief mit offenem Mund, den Kopf am Gurt.

Bei Tagesanbruch erreichten sie die Stadt. Das Licht war blassgold, und als sie die Boulevards entlangfuhren, warfen die Platanen Blätter auf sie herab, als wären sie die Sieger bei einer Spielshow. Die Stadt war still, alle Fensterläden waren verschlossen. Sita erhaschte ihren ersten Blick auf den See, der ruhig dalag. Auf allen Seiten erhoben sich Berge. Was sie erstaunte.

*

Kritik Uncle sagt, das sichere Haus gehöre einem Freund ihres Vaters. Es ist ein neu gebauter Betonkasten, der seine graue Schulter der Altstadt zuwendet. Sie fragt danach – sie weiß, dass ihr Vater hier offiziell kein Land besitzen darf; ebenso wenig wie sie oder ihre Schwestern – sie weiß, dass das Haus immer noch steht, in dem ihre Mutter ihre Kindheit verbracht hatte – irgendwo in der Altstadt – sie versteht nicht, wie man dem Hotel erlauben konnte, Artikel 370 zu verwischen, der ja versucht, alle unter Kontrolle zu behalten. Sie kennt das Gesetz auf dem Papier – und weiß daher, dass das Company-Hotel nicht existieren

dürfte. Sie fragt, so laut sie kann:

«Wieso sind wir überhaupt hier?»

Kritik Uncle antwortet nicht. Er bittet sie, um ihres Vaters willen still zu sein. Sie sind wegen ihr und wegen ihm in Srinagar, wegen der Kampagne. Der Eröffnungsabend steht vor der Tür. Er hat etwas geplant. Was?

Jetzt zum sicheren Haus. Fünf Zimmer auf jedem der drei Stockwerke. Die meisten sind frei. In jedem Zimmer dunkler, ungestrichener Beton und nackte Glühbirnen. Ungeschmückte Wände, Türen zu Vorzimmern, Türen zu Schlafzimmern, Innentüren zu Badezimmern. Alle spartanisch, fast ohne Möbel. Ein paar dieser Zimmer bewohnt sie allein.

Ihr Badezimmer hat zwei Innentüren, die ihre Schlafstätte mit der von Papa verbinden. Alle Zimmer haben ganz kleine Fenster.

Als sie in Srinagar ankamen, wurden sie von einem Krankenpfleger empfangen. Im Haus gab es auch einen Koch, einen Topfspüler und einen Diener. Sie beharrten darauf, dass Sita ihren Papa selbst auszog. Seitdem hat sie ihn jeden Tag fast nackt sehen müssen. Unter seinem Kurta hat er zwei überraschend spitze Brüste, die von Mahagonibrustwarzen gekrönt sind, wie gespitzte Lippen, die auf einen Kuss warten. Seine Knochen sind ein sichtbarer Käfig, der sein Herz an Ort und Stelle hält. Sie versucht, seinen Körper nicht anzusehen, und erblickt stattdessen eine zerknitterte Landkarte, die sie nicht lesen will, jedoch

lesen muss. Die Nebenflüsse seiner Adern schwellen jetzt blau unter seiner Haut an und verblassen dann wieder, als trockneten sie aus. Mit zitternder Hand bedeutet er ihr, näher zu kommen. Sie hat seine ausgegorgelten Muskeln gesehen; er macht Sauggeräusche, als küsste er ihre Hündchen, die früher um ihn herumjaulten. Dann blickt er auf und sucht Applaus. Sie lächelt ihn an – doch er wird unsicher, streckt die Hand nach ihr aus: In seinen Fingerspitzen klaffen scharfe, tiefe Schnitte. Der Pfleger sagt, Papa sei erschöpft, er brauche nur Zeit.

Papas Zimmer ist wie die meisten anderen in diesem Haus: leer, bis auf die dicken, handgewebten Teppiche von Wand zu Wand. Das einzige Möbelstück ist ein Eindringling: ein Krankenhausbettstessel, dessen Seitenstäbe und Riemen verhindern, dass er herausfällt. Sita findet, er solle im ländlichen England von aristokratischen Mädchen gepflegt werden, die Abby heißen (Schutzunterkunft) oder Florence (wie eine Bulbul) oder Megan (mit blasser Haut wie rötliche Perlen). Er sollte besser in die Schweiz oder nach Dubai gehen und sich in einer stillen Privatklinik erholen, in der ihn die Spitzenmedizin wiederherstellen würde. Doch Kritik Uncle sagt, es mache keinen guten Eindruck, wenn er Indien jetzt verlasse: Bapuji müsse zur Eröffnung seines Hotels hier in Srinagar sein. *Meine Proteste* – denkt Sita – *die Straßen* – *meine Pläne*. Er kann jetzt nicht weg. *Kampagne ke liye, yahin rehna hai*, sagt Kritik Uncle.

Hier wären also der Bettstessel und Papa. Sitas Hände lernen, wie

man ihn handhabt, ihre Stimme lernt, beruhigend zu wirken, ihre Tränenkanäle, Tränen zu vergießen.

Papa ist nur ein Mann, der erschöpft daliegt. Wenn er sich zum Essen aufsetzt, streckt er die haarlosen, mageren Arme und die rosa-farbenen, leeren Handflächen auf die Knie aus. Und wartet, dass sie ihn füttert.

Sein Körper ist knochig, doch sein Fleisch ist schwer. Wenn Sita versucht, ihn umzudrehen, greift er nach den Enden ihres Dupatta und zwingt sie, ihr Rückgrat nach hinten zu biegen. Ihre Muskeln schreien unter seinem Gewicht. Ihn zu küssen fühlt sich an, als küsse sie sich selbst. Wenn er nach ihr greift, wird die Beschaffenheit seiner Haut zu ihrer eigenen: Ihre Hände sind plötzlich sechzig Jahre älter. Er riecht süß – wie Affen im Babyalter, wenn sie Milch bekommen haben. Sein Kopf nickt ihrem Busen zu, und sie will wegrennen, beißen, treten, alles, bloß nicht sanft sein und lächeln. Sie weiß, dass draußen kleine Vögel sind, mit Punkthaaren und brauner Brust. Sie schwirren manchmal flatternd und pfeifend zwischen den Bäumen hindurch und landen an ihrem Fenster. Sie fragt sich, ob ihre Großmutter sie auch sieht, wenn sie sich aus dem Balkon ihres Krankenzimmers in Napurthala lehnt.

Kritik Uncle ist die ganzen Monate zwischen dem Hotel und dem sicheren Haus hin- und hergelaufen. Er habe, sagt er, ein Auge darauf geworfen, ob es damit vorangehe. Papas Nachfolger aus Delhi, Jammu und Srinagar kommen und gehen. Die meisten hat sie noch nie gesehen.

Sie versuchen entweder, sie nicht anzublicken, oder glotzen sie an wie Kühe, ohne jede Intelligenz. Sie hat versucht, mit ihnen zu sprechen – Guten Tag, bitte, danke – doch alle lauschen sie darauf, dass sie – was genau sagt?

In Papas sicherem Haus gibt es keine Bücher. Sita hat nur ihr Tamil-Englisch-Wörterbuch dabei, das sie sich im Sommer gekauft hat. Zwischen den Seiten hat sie Setzlinge gepresst. Wenn sie sich mit dem Wörterbuch hinsetzt, stört sie keiner. Ein, zwei Stunden pro Tag kann sie sich in Definitionen versenken.

Lost – Definitionen und Bedeutung von *ilantu* – auf Englisch –
Adjektiv

- nicht sinnlich oder gedanklich erfassbar
- unfähig zu funktionieren; ohne Hilfe
- nicht mehr im Besitz oder unter der Kontrolle von jemandem; kann nicht gefunden oder wiedererlangt werden

Beispiele:

- verlorene Freunde
- sein verlorenes Buch
- geistig oder körperlich dem Untergang geweiht oder zerstört

Beispiele:

- eine verlorene Generation
- der verlorene Zug Infanterie

- nicht verdient oder gewonnen

Beispiel:

- ein verlorener Preis
- die Richtung verloren haben; verwirrt in Bezug auf Zeit, Ort oder persönliche Identität

Beispiel:

- verwirrt von vielen widersprüchlichen Situationen oder Aussagen;
voller Verwirrung

Beispiele:

- verblüfft und verwirrt
- ein unklarer und konfuser Philosoph
- was nicht zurückerlangt oder wiedergewonnen werden kann

Beispiel:

- gedankenverloren

Substantiv

- Menschen, denen bestimmt ist, bald zu sterben

Ilantu. In ihren Tagträumen trägt sie Shorts und T-Shirt, streift im alten Königreich von Polonnaruwa umher, schläft in einem Zelt und stellt jeden Morgen beim Aufstehen fest, dass sie ihr Bettzeug mit kahlköpfigen Makaken teilt. Sie, die tagsüber nervös sind und zittern, kriechen nachts unter ihre Zeltleinwand, um sich an ihrer Haut zu wärmen. Sie blinzeln sie mit urzeitlichen Reptilienaugen an und beschenken sie mit

einem Kaka und Pipi. Sie haben sie adoptiert, während sie daran arbeitet, dass ihnen nichts passiert.

Einatmen. Ausatmen. *Für die Öko-Kriegerin-und-Indische-Tochter gibt es keine Duty-Free-Zigaretten.* Sie macht die Kippe aus; Asche fällt auf die Wörterbuchseiten, sie wischt sie ab. Verbranntes Papier saugt sich in sich selbst zurück. Sie markiert die Seite mit der gepressten, getrockneten Samenschote einer *Hopea Cordifolia*. Gefährdet, fast ausgestorben. Sie klappt das Buch zu. Eines Tages wird sie dort weiterlesen.

Sie möchte nach draußen gehen. Am Ende der Straße wartet der schöne Tag – ein Himmel-und-Hölle-Spiel aus Wärme und Kälte. Sita reckt den Hals – sie kann das Markttreiben beinahe spüren, die frisch gebackenen Girda- und Lavasamonde schmecken. Der Duft heißen Brots erinnert sie an Cambridge morgens im Winter, an Kaffee und Fitzbillies-Chelsea-Brötchen. Nach Nächten, die sie lernend, trinkend oder debattierend zugebracht hatte, die King's Parade mit dem Rad hinunterzusausen, dann zum Castel Hill hinaufzusteigen, um den Sonnenaufgang über der Stadt zu sehen. Es war nur ein kleiner Berg, aber er hatte es in sich. Sie stieg hinauf, stand da und rannte wieder hinunter. Die Teig-schnecke aus süßem Brot und Rosinen war dann ihre Belohnung.

Sie haucht das Glas an und schreibt ihren Namen: Sita. Sie sieht eine Frau in schwarzem Chadar die Straße entlanggehen; ihre kleine Tochter in Hijab, schickem Schulschottenrock und Blazer hüpfen neben

ihr her. Die beiden halten sich an der Hand, reden, vielleicht über die Schule – was wird sie heute im Unterricht lernen? Das kleine Mädchen blickt zu ihrer Mutter auf, die etwas zu ihr sagt. Beide lachen, dann biegen sie um die Ecke und sind verschwunden.

Ihr ganzes Leben hat Sita von ihren Schwestern von der Zeit erzählt bekommen, die sie in Srinagar verbrachten. Radha sprach gerne davon, wie sie zum ersten Mal Schnee sah. Dass sie Gargi an der Hand halten musste, weil Nanu sie dazu angehalten hatte, wo sie doch am liebsten losgerannt und geschlittert und herumgepurzelt wäre und sich wie ein arktisches Hündchen in die Kälte eingegraben hätte. Radha stieg zu ihr ins Bett, um ihr zu zeigen, wie die jungen Hunde sich im Winter ein Lager machen. *Radha liebt ihr Bett so sehr, dass sie es heiraten sollte* – damit zogen sie sie immer auf. Gargi hatte Erinnerungen an Krocket- und Babygolf-Partien auf dem Rasen des Grand Palace über der Stadt, während Papa und Ranjit Uncle sich um die Geschäfte kümmerten. An solche Dinge erinnert sich Gargi. Das muss 1984 gewesen sein.

Papa sagte immer zu ihr, die Stadt gehöre ihr und er würde dafür sorgen, dass sie sie bekommen werde. Sie ließ ihn reden, bis sie ihn nicht mehr hören konnte. Auf dem College las sie jedes Buch über Indien, jeden Artikel und jeden Blog, jeden leidenschaftlichen Bericht und Gegenbericht aus den Archiven der Weltmedien und NGOs. Sie sah sich die Vlogs von Aktivisten und Patrioten an, sammelte Blogs des Triumphs und des Widerstands, bestellte Bücher über die Toten von Dich-

tern und Dramatikern, Journalisten und Gleichgesinnten, deren Worte sie zum Weinen brachten – Zeilen schwarz-weißer Trauer, die verschwammen, bis sie ihr zuzuwinken schienen.

Als die Armee im Jahr 2010 eine Ausgangssperre über Srinagar verhängte und 100 protestierende Teenager von indischen Soldaten erschossen wurden, war Sita in einer Cambridger Bibliothek in Sicherheit. Sie organisierte Studentenseminare in ihrer Fakultät, lud Sprecher ein, schrieb Journalisten an, grub die Geschichte ihrer Mutter aus und debattierte und diskutierte darüber. Leute, Camps, Städte – diese Dinge nahmen für sie den Platz zwischen den Wörtern und dem Leben ein. Sie organisierte Filmvorführungen und hängte Plakate von jedem Film auf, der in Srinagar gedreht wurde, seitdem sich ihre Eltern kennengelernt hatten. Die antimuslimischen Filme mit ihren indischen Armeehelden, die Gangsterstreifen des einheimischen Widerstands. Die unabhängigen Männer mit ihren Filmkameras: die ihr Leben für eine Festivalwelt filmten. Die Söhne, die verschwanden, und die Frauen mit gebrochenen Herzen; selbst die bittersüßen Liebenden aus *Kabhi Kabhi*, bei dem Gargi ihr übers Haar strich. Wie versteinert von dem Land hinter den Schauspielern – saftig und grün, verbarg es so viel Kummer und wurde so geliebt. Und ihr wurde klar, dass dies nicht genügte. Und sie versuchte, sich zu sagen, dass es nicht in ihrer Hand lag.

Irgendwo in dieser Stadt sucht momentan ein indischer Filmregisseur von Leidenschaft getrieben nach Drehorten für den ersten Film, der

hier nach Jahren gedreht werden soll. Sie fragt sich, was für eine Geschichte sie ihm erzählen solle, wenn sie ihn träfe. Würde er sie, wie es in ihren kaum besuchten Seminaren oder den von ihr organisierten Vorträgen immer wieder geschah, danach fragen, warum ihr Vater, der seinem Land so verschrieben war, dass man ihn im Westen Mr India nannte, hier überhaupt ein Hotel eröffnete? Was würde sie darauf antworten? *Ich weiß es nicht*. Vielleicht würde dieser Regisseur mit ihr reden wollen wie sonst keiner: über ihre geistige Verfassung, über die staatlich sanktionierten Vergewaltigungen von Frauen und Mädchen, die Blendung von Jungen und Männern mit Schrotflinten und Gummigeschossen. Vielleicht würde er sie bitten, mit ihrem Körper auf die Hybris ihres Vaters zu antworten, für den kurzsichtigen Gehorsam ihrer Schwestern.

Sie sehnt sich danach, auf Erkundung zu gehen. Sie weiß, dass sie nicht hier sein sollte. Kritik Uncle sagt, es stünde ihr frei, nach draußen zu gehen, doch bisher hat man sie davon «abgehalten». Sie will das Haus ihrer Mutter finden – und ihre Schwestern wiedersehen, ganz gleich, was Kritik Uncle über sie erzählt.

[...]

VI

Wir, die wir jung sind

Eins

Bleib locker, Jivan. Entspann dich. Der Trick besteht darin, zu würfeln, und jedes Würfelergebnis als das zu betrachten, was man sich gewünscht hat, ganz gleich, wie es ausfällt. Egal, was du getan hast, mach einfach weiter. Es gibt hier so viele alte Wunden, sie werden nicht einfach zurückkommen wie ein Foreign Return – ein Auslandsgewinn ha ha – eine Steuer auf seine Taten, nein, ein Lag-haan*, Hindiunterricht, verstehst du? Ihm ist noch kein Wort begegnet, das nicht in mundgerechte Stücke zerbrochen werden kann ... allem kann ein tragischer Anstrich gegeben werden und jeder kann wie ein Lügner klingen.

Jivan hatte einmal gelesen, Geld sei der Abschiedsbrief eines Selbstmörders* – es kann auch den Mörder spielen, und keiner kommt die lange Auffahrt hinter ihm her, keiner kann ihm den Unterschied zwi-

schen einem Lächeln und einer Totengrimasse erklären. Er geht zum Hotel und versucht, an nichts zu denken. Kerzen für hundert, tausend, zehntausend, hunderttausend, fünf Lakh, zwanzig Lakh, dreißig Crore Kerzen mussten hier in Tontöpfen brennen, die das Licht zu Blättern, Paradiesvögeln und gebogenen Monden formten.

Meine Güte, kann Sita den Mond immer noch sehen?

Über der Altstadt von Srinagar herrscht eine klare, kalte Nacht; die Berge hinter dem Hotel glitzern. Morgens ist die Luft würzig – wie der Geschmack von Kaffee und Brezeln im Winter in Boston, zu Liebesknoten geschlungener, dicker Salzteig. Jivan hat sie nie richtig gemocht, ebenso wenig wie die frischen Collegemädchen mit ihrem Apfelduftshampoo, ihren Secondhandshopschals und ramponierten Büchertaschen, die sie für nicht einmal 50 Dollar gekauft hatten. Die Rudermannschaft rannte direkt vom Fluss durchs Laub zu den Seminaren in Bankwesen und Jura, und alle kamen sie zu spät. Abends eilte man dann die geraden Straßen entlang, auf denen die Straßenlampen in regelmäßigen Abständen Gold in Hülle und Fülle auf den Boden warfen, unterwegs zu einer Bierparty mit einem schlichten Motto wie *Mad Men* oder *Die Sechzigerjahre*.

Nach dieser Nacht, denkt Jivan, wird er eine Pause machen. Er wird nach Boston zurückkehren und nachschauen, ob noch alles vorhanden ist.

Jivan steht neben der glitzernden Hotelloobby. Ein Strom vergoldeter Männer und Frauen fließt an ihm vorbei. Ihre Gespräche ergießen sich

über ihn, sodass er das Gefühl hat, es gäbe kaum Platz. Über die Treppe, deren Stufen breit und lang sind und die in einem Bogen an der Wand entlangführt, verzieht er sich nach oben. Eine Treppe, wie man sie sonst nur in Disneyfilmen sieht – in *Cinderella* oder *Aladdin*, oder wie auch immer der Film mit der fremdländischen Prinzessin heißt.

«Verstehen Sie, wie teuer das ist? Und dann das hier: Das soll viel teurer sein?» So wird geschnattert. «Waren Sie schon mal im Company Mumbai? – Nein, nur in Delhi und in Goa, aber das hier ist noch besser, ach was – es ist das Beste der Welt ... – Aber finden Sie nicht auch, dass Gargi all das nicht ausgerechnet jetzt hätte tun sollen? – Ist Bapuji überhaupt hier? – Radha ist immerhin noch in Trauer. – Was ist mit den Delhiprotesten? Haben Sie eine Ahnung? – Es sieht nicht gut aus. – Freunde, was macht das schon? Wir sind jetzt hier und sollten uns amüsieren.»

Niemand verliert ein Wort über Sita.

Braune Haut strahlt unter goldenen Lichtern, und dunkles Haar ist hoch aufgetürmt. Die Saris, die Düfte, der schlüpfrige Klang der Armreifen verschwimmen ineinander. Manche haben sich Mühe gegeben, so elegant wie Gargi zu wirken, schneiden dabei aber eher dürrig ab, andere haben den Juwelier und den Kosmetiksalon überstrapaziert. Manche wirken wie Zeitreisende aus den 80er-Jahren, ebenso veraltet wie die Einrichtung der hiesigen Restaurants am See. Mädchen, die wie Grenzlandbanditen gekleidet durch die Party stolzieren, die quer über den

Körper geschnallten Halfter voller India Company Shots – hochprozentige Drinks. Das Servierpersonal stammt aus den besten Hotels des Landes; es ist darin geschult, die Gäste nicht anzustarren, sich nicht aufzudrängen, nicht zu insistieren, und zwar nonstop.

Mozzarella-Kugeln? Sheikh Kebab? Würzig frittierte Maiskölbchen?
 Heute Abend gibt die neue India Company ihr Debüt mit ihren Servietten und Livreen und den neu ausgelegten Seidenteppichen.

Während die Company-Wachleute nach Bomben und Waffen suchen, sieht Jivan von der Treppe aus zu. Seine eigenen Jungs, die er in den Vierteln der Gegend ausgewählt hat, haben Anweisung von ihm bekommen, sich unter die Menge zu mischen, die Industriellen und Politiker abzuhören und den Journalisten auf der Spur zu bleiben (auch wenn Barun, der eigentlich zugesagt hat, noch nicht aufgetaucht ist). Sie sollen sicherstellen, dass Drogen diskret konsumiert und auf Wunsch bereitgestellt werden. Dass die sorgsam geplanten Rundgänge durch das Hotel und den Park sich an die vorgesehene Route halten und niemand sich in den Privatflügel verirrt. Jivan hat Achtung vor diesen Srinagar-Jungen. Er weiß, dass sie Freunde, Brüder und Väter verloren haben. Doch in den vier Wochen, die er jetzt hier ist und an der Fertigstellung gearbeitet hat, hat er nie erlebt, dass sie sich beklagt oder auch nur ein Wort gesagt hätten, das nicht mit ihrer Arbeit zu tun hatte. Alle verwenden nur Englisch – er hat ihnen verboten, bei der Arbeit ihre eigenen Sprachen zu sprechen; das war die erste Regel, die er aufgestellt hatte.

Von einem Kellner mit Turban nimmt er einen Whisky entgegen. Der Typ hat einen Dropkick-Schnurrbart. Jivan kippt den Whisky hinunter, nimmt noch einen und geht weiter. Die Sari-Armee lächelt ihn an, so ein gut aussehender junger Mann, so gepflegt. Natürlich glauben sie, ihn zu kennen, sie sind sich doch schon einmal im Haus von Soundso begegnet – bei der Party damals – bei der Hochzeit, ja, natürlich.

«Halloji, wie geht es Ihnen?»

Er nickt zurück. Dann mischt er die Hysterie mit einem Schuss Zitrone und spült sie an der langen Glasbar mit Tequila hinunter. Es schmeckt bitter, wie Metall, wie Blut.

Im Pokerzimmer rollen die Würfel: Einer, Fünfer und Achter. Auf den Flaustischen stapeln sich die Spielmarken, Modelle der halb fertigen Bubu-Türme, mit denen Radha jetzt spielen kann. Wo ist sie? Na ja, sie hat den ganzen Tag gekotzt; und ist immer noch in ihrem Zimmer. Ein paar von den erfahreneren Company-PRs vertreten sie und halten die Party in Gang, stellen Bankern, staatlichen und privaten, Bollywood vor; Regierungsabgeordnete des Zentrums und der Bundesstaaten machen sie mit Immobilienmaklern bekannt und lassen ein paar wenige Ausgewählte wissen, welche Art Geschenk ihnen zu einer Privataudienz bei Gargi verhelfen könnte, wenn es an der Zeit ist.

Jivan häuft sich Ladoos auf einen kleinen Teller. Radhas Frauen – Sheila, und, wie er glaubt, Rachel – halten vor ihrer Suite Wache. Sie tragen Ein-Schulter-Oberteile und dunkle Lederhosen; ihre Haare sind

nach einer eigentümlichen Vorstellung von Punk auftroupiert und eingesprayt worden, und ihre Gesichter sind fast weiß gepudert. Die Lippen haben sie mit einem Rot geschminkt, das alles, was damit in Berührung kommt, wie eine Wunde aussehen lässt. Die beiden sagen, Madam sei zu krank, um ihn zu empfangen. Er gibt ihnen die Ladoos; sie lächeln und lassen ihn vorbei.

Seit wann hat Radha eigentlich ein Faible für Duftkerzen? Ständig brennen bei ihr mindestens fünf Stück. Sie hat diese Obsession für Lavendel entwickelt: Alles muss lila sein und wie ein Geschenkladen duften, denkt Jivan. Er grüßt kurz ein Gemälde von Bubu, das aus Delhi herbeigeschafft worden ist: Gekleidet wie Kaiser Akbar lehnt Bubu sich auf sein Schwert, blickt aber nicht zu ihm herunter, sondern geradeaus in den Privatgarten, in dem brutale Stahlskulpturen platziert sind, die drohend neben den Fenstern aufragen; fremde Skelette der industriellen Moderne.

Radhas Sari für heute Abend, in Dunkellila mit Goldfäden durchwirkt, hängt steif auf einem Kleiderbügel und wartet auf Entfaltung. Radhas Sandalen – golden und zierlich – stehen in Habtachtstellung neben ihrem Frisiertisch. Wo ist Radha? Eingerollt in der Mitte ihres Himmelbetts; um sie zu finden, muss Jivan sich durch Seiden- und Chiffonhüllen kämpfen. Sie trägt Jogginghosen und sein karmesinrotes Harvard-Sweatshirt. Sie riecht ganz süßlich; nach Company-Parfum und Kotze.

«Wie geht's dir?», fragt er.

«Jivan. Da bist du ja.»

Er lächelt sie an; ihre Augen und ihre Haut sind glasig. Er könnte sie in die ägyptische Lobby hinuntertragen und in einer Vitrine ausstellen. Doch dies ist kein Gold, sondern die Patina eines Krankenzimmers. Ihm schaudert.

«Du musst nach unten kommen, Rads. Du verpasst die Party. Ich brauche dich dort. Sieh mal, dein wunderschöner Sari wartet schon auf dich – und Sheila wartet darauf, dir beim Ankleiden zu helfen.»

«Ist Gargi unten?»

«Ich hab sie noch nicht gesehen, und ich kenne sonst niemanden. Ich weiß nicht, ob Surendra die Eröffnungsrede hält oder Gargi. Du siehst – ich komm nicht zurecht ohne dich.»

«Frag Gargi», sagt Radha. Sie rollt sich von ihm weg; ihre Haare fallen auf ihr Gesicht.

«Raddy, sei doch nicht so.»

Sie rollt sich zurück und blickt ihn an. Ihr Gesicht wird grau: Sie gaukelt nichts vor, sondern ist eindeutig krank. Fast sieht sie aus wie damals als kleines Mädchen, als er ihr aus Kissen Höhlen baute, in denen sie sich verstecken konnte. An diesen weichen Orten hörte sie keiner weinen.

«Weißt du, was Uppal mir erzählt hat? Dass du und sie – auf der Rückreise von Amritsar, in der Nacht, als Bubu und Ranjit Uncle –»

«Psst», sagt er. «Warum denkst du da jetzt dran? Uppal ist seit Wochen verschwunden. Der Typ ist nicht mal so höflich, noch zur Arbeit aufzutauchen.»

Radha kleben die Haare am Kopf. Jivan streicht sie mit dem Finger zurück und versucht, Radha nicht zu genau anzusehen. Das Zimmer ist mit lavendelfarbenen und türkisen Mosaiken gekachelte, als hätte sie die Wand mit einer Schere bearbeitet und dann einem armen Sklaven befohlen, alles wieder zusammenzufügen.

«Findest du es nicht jammerschade?», sagt sie. «Alle verlassen uns. Sita, Kritik Uncle. Jeet. Bubu, Ranjit Uncle, Uppal. Mein Papa. Wirklich traurig.»

Sie schnieft und versucht, sich auf seinen Schoß zu hieven und ihm die Arme um den Hals zu legen. Jetzt muss er sie festhalten. Sie ist so dünn um die Taille und hat so üppige Brüste und Hüften. Viel üppiger als zuvor in Amritsar. Zu viele Kashmiri-Süßigkeiten, denkt er. Oder?

«Radha», sagt er. «Wie lange fühlst du dich schon krank? Was nimmst du ein? Sag's mir.»

Er stößt sie weg.

«Du willst doch nicht schon gehen?» Sie streckt die Hand nach ihm aus; ihre Pupillen sind winzige, schwarze Nadelstichpunkte.

«Steh auf und wasch dich. Ich frag nach, ob Gargi einen Arzt weiß. Und ich bring dir was zu essen.»

«Fütter mich wie ein Baby», sagt sie.

Sie zieht die Knie an die Brust und schlingt die Arme fest darum. Dann schaukelt sie von der einen Seite zur anderen und lächelt ihn mit schlafverklebten Augen an. Ihr Gesicht ist pinkfarben verschmiert, als hätte sie zu viel Rouge benutzt. Eigentlich sollte das grotesk aussehen, doch die Art, wie sie auf den lavendelfarbenen Laken zusammengerollt liegt, hat etwas: Sie ist immer noch die hübsche Radha.

«Klar füttere ich dich – mit allem, was du willst», sagt er. «Es dauert ungefähr eine Stunde.»

«Würdest du Gargi auch füttern?», fragt sie.

«Hör auf, Radha, sonst geh ich auf der Stelle.»

Sie rollt sich auf den Bauch und vergräbt den Kopf im Kissen. Ihre Trainingshose ist schmutzig.

«Liebst du sie?», fragt sie leise.

«Natürlich.»

Er entfernt sich vom Bett; ihm ist, als schwämme er durch Lavendelschlamm.

Radha kommt auf die Knie, wischt sich das Haar immer wieder aus dem Gesicht, selbst als es nicht mehr nötig ist.

«Würdest du gern mit ihr schlafen? Stellst du es dir vor? Ich kann nicht glauben, dass du sie sexy findest – sie weiß ja nicht mal, was das Wort bedeutet.»

«Das reicht», sagt er. «Das ist eine Beleidigung. Sie ist deine Didi, hast du das vergessen?»

Sie lässt sich ins Bett zurückfallen, ein dunkelhäutiges Rapunzel mit schwarz verbranntem Haar. Sie beginnt, vor sich hin zu summen, und sagt dann:

«Wusstest du, dass Schwangere in den ersten drei Monaten Rosa mögen, wenn sie ein Mädchen bekommen, und Blau, wenn es ein Junge wird?»

«Was hast du gesagt?»

«Nichts.»

Sie liegt da und grinst ihn an.

«Ich muss gehen», sagt er. «Bis später.»

Er zwingt sich, sich zu ihr hinunterzubücken und mit dem Mund über ihre Stirn zu streifen. Sie schmeckt wie eine Salzsäule.

Titel der englischen Ausgabe:
We that are young
Copyright © Preti Taneja, 2017

Erschienen bei Galley Beggar Press Limited, Norwich, 2017

Für die deutsche Ausgabe:
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2019
Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik und Typografie
Umschlagabbildung: © Shutterstock, Marina Grigorivna
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)
Printed in Germany

Werbemittel-Nummer: 257669

www.chbeck.de